

# Ostland

## Vom geistigen Leben der Auslandsdeutschen

11. Heft

November 1927

2. Jahrgang

### Auslandsdeutsche Hochschulwochen

Ergebnisse und Erfahrungen von Dr. Richard Csaki - Hermannstadt

Die deutschen Ferienhochschulkurse, die vor dem Kriege mit einem starken nationalen Einschlag in Salzburg organisiert wurden und die eine geistige Gemeinsamkeit Deutschlands und Deutschösterreichs versinnbildlichen sollten, sind als Vorläufer der verschiedenen, nach dem Kriege auftauchenden grenz- und auslandsdeutschen Hochschulkurse anzusehn. Der Gedanke, der in Salzburg keimartig vorhanden war, sollte in diesen späteren Kursen eine nicht geahnte Blüte erleben.

Die Gemeinsamkeit des deutschen Volksbewußtseins ist jedenfalls auch nach dem Kriege in erhöhtem Maße die innerste Triebfeder dieser Veranstaltungen geworden. Durch den Besuch deutscher Hochschullehrer wurde das geistige Band mit dem Mutterlande immer wieder neu geknüpft und die persönliche Anwesenheit, das gesprochene Wort, das Überstrahlen bedeutender Persönlichkeiten auf die Hörschaft bewirkte eine Fühlung, die so intensiv, so unmittelbar sich auswirkend, wohl auf keinem anderen Wege hätte erreicht werden können. Es ist also im auslandsdeutschen Kulturkreis auch eine gemüthlich-sittliche Wirkung, die man sich von solchen Veranstaltungen verspricht: man weiß sich während der Hochschultage in besonderem Grade eins mit den wirkenden, geistigen und sittlichen Kräften des deutschen Volkstums, man verspürt mit Stolz, daß man derselben Nation angehört, die solche Höchstausprägungen menschlicher Persönlichkeit hervorgebracht hat, wie wir sie vielfach in dem deutschen Hochschullehrer der Gegenwart finden. Man fühlt sich selbst besser und vergeistigter unter dem Einfluß solcher Persönlichkeiten, man spürt, daß die empfangenen Anregungen noch lange nachwirken und zu bewußterem und vertiefterem Ausharren in schwerer Kampfsposition befähigen werden, man fühlt sich in dem gemeinsamen Erleben der starken Geistigkeit solcher Tage auch seinen eigenen Volksgenossen gegenüber auf einer höheren Stufe verbunden: Sie, die uns im grauen Alltag oft schon abgenüßt erscheinen, erhalten mit einer höheren Weihe in dem Mitaufnehmen dieser seelisch-geistigen Welt.

Daß dabei die wissenschaftliche Auffrischung und Vertiefung auch zu ihrem Recht kommt und den Hochschulkursen ihre eigentlich praktische Berechtigung verleiht, ist wohl überall gleicherweise der Fall. Es gilt die

geistige Isolierung abzuwehren, daß allzustarke Zurückbleiben der akademischen Kreise hinter den wissenschaftlichen Errungenschaften des Westens zu verhindern, fachliche Ertüchtigung neben allgemeiner Anregung zu vermitteln. Muß doch bedacht werden, daß bei der allgemeinen Verarmung des Mittelstandes der Besuch von Fachkongressen und Fachkursen, wie er für viele akademische Berufsgruppen vor dem Kriege regelmäßig war, nicht mehr geleistet werden kann und daß eine Verlegung von Kursen in die Diasporagebiete schon aus diesem Grunde nötig geworden ist.

Auch die Kulturvermittlung an die mit dem bodenständigen Auslandsdeutschum lebenden Nationen spielt eine Rolle. Gelegentlich werden Gastdozenten aus deren Reihe eingeladen, vor allem aber sieht man eine naturgegebene Berufung darin, das wissenschaftliche Leben Deutschlands den Völkern Osteuropas zugänglich zu machen. Außer durch Konzerte hervorragender Künstler und durch gutes Theater ist dies das beste Mittel einer wirksamen Kulturpropaganda. Es sollte überall bei den führenden Kreisen der staatsführenden Völker — wie dies z. B. in Estland schon der Fall ist — die Überzeugung durchdringen, daß solche Kulturvermittlung nicht nur geduldet, sonder begünstigt werden müsse.

Indem durch die Hochschulwochen der Anschluß an ein weiteres Reich des Geistes hergestellt wird, indem die Blicke aus den engen Schranken des auslandsdeutschen Kleinbürgerlichen oder Kleinbäuerlichen Daseins in die großen Bezirke des zentralen Lebens gelenkt werden, darf nicht zugleich eine Entfremdung von der eigenen Scholle erzeugt werden. Im Gegenteil, die Hochschulkurse sollen das Heimats- und Bodenständigkeitsgefühl vertiefen. Die Zusammenstellung der Vorlesungen geht denn vielfach auch darauf aus, den Wert einer bodenständigen, ererbten Kultur, den Zusammenhang mit dem engeren Stammestum, den Sinn volkstümlichen Besitzes, den erzieherischen Wert der Heimatgeschichte hervorzuheben.

Dies sind wohl durchgängig Charakteristika, die auslandsdeutschen Hochschulkursen eigentümlich sind. Wenn wir aber die Reihe der bereits regelmäßig abgehaltenen und so schon eine gewisse Tradition aufweisenden Hochschulwochen in den einzelnen Siedlungsgebieten beobachten und miteinander vergleichen, so werden wir unschwer erkennen, daß sich schon ganz ausgesprochene Typen herausgebildet haben, deren Einstellung und deren bewußter Aufbau den besonderen örtlichen, landschaftlichen oder staatlich bedingten Verhältnissen und Bedürfnissen entspricht. Bei der außerordentlichen Bedeutung, die diese Hochschulwochen für die Entwicklung unseres geistigen Lebens immer mehr gewinnen, ist es nicht ohne Interesse, die Typen auseinanderzuhalten und einen Versuch der Bestimmung ihrer Arbeitsmethoden und Zwecksetzungen zu unternehmen.

Als den höchststehenden und am klarsten ausgeprägten Typus nennen wir den baltischen. In Reval, Dorpat und vor allem unter Führung der Herdergesellschaft in Riga finden seit Jahren Hochschulwochen statt. Der völkischen Schich-

tung der Balten und den sonstigen Gegebenheiten (unmittelbare Nähe von anderen Kulturstaaten außer Deutschland, Entgegenkommen der Randvölker in geistig-kulturellen Dingen usw.) bauen sich auch die Hochschulwochen auf. Sie vermitteln einer sehr homogenen intellektuellen Oberschicht die fortlaufende Fühlungnahme mit den geistigen Bewegungen der Gegenwart, ja sogar schon ganz ins einzelne gehend, mit den Entwicklungsphasen der Wissensgebiete. Es handelt sich hier also nicht um ein Neuaufbauen, sondern um den Wiederanschluß an Dinge der Geistigkeit, die den Hörern aus besseren Zeiten her recht geläufig waren, um ein „Aufdem-Laufenden halten“ einer Menschenklasse, die zu den allergebildetsten des deutschen Sprachgebietes gehört. Die Programme dieser Hochschulwochen können demgemäß sehr organisch aufgebaut werden. Sie fassen in oft erstaunlicher Konzeption derer, die sie zusammenstellen, große, sich ergänzende Gedankenkreise in ein einheitliches Ganze zusammen, so daß sowohl nach der Zusammenfassung der Themen als auch nach der Auswahl der Dozenten eine harmonischere „Universitas“ kaum gedacht werden kann als diese baltische Zuspitzung geistiger Komplexe. Es sind oft Meisterwerke, die in solcher, bewußt ein- und zusammenfügender Arbeit der Veranstalter geleistet wird. Fast möchte man ihnen die bewußteste und überlegenste wissenschaftliche Tätigkeit der Kurse zusprechen. Hierzu kommt, daß — trotz der innerlich stark völkischen Einstellung auch der Hochschulkurse — die Balten es zuwege bringen, alle nationale Engheit zu vermeiden und die überlegene Linie der Internationalität der Wissenschaft zu wahren. Sie laden zu ihren Kursen außer reichsdeutschen auch Dozenten aus anderen, der Ost- und Nordsee anliegenden Staaten ein, so finden wir Holländer, Schweden, Finnen unter ihnen. Im letzten Vorlesungsverzeichnis prangt sogar ein Amerikaner. Die Balten fühlen mit besonderem Bewußtsein ihre geistige Daseinsberechtigung begründet in der Mittlerrolle zwischen Europa und Asien, für sie besitzen die Hochschulkurse eine viel vitalere Bedeutung als für alle anderen Auslanddeutschen, die — im Besitze eines gesunden Bauerntums — behäbig und in sich geschlossen auf ihrer Scholle leben und für die Kulturpolitik in höherem Sinne ja nur ein Teil, und zwar nicht der maßgebende, ihres völkischen Seins ist. Bei den Balten dagegen ist alles höhere und auf weite Sicht eingestellte Kulturpolitik — könnte sich dies Bewußtsein als Allgemeingut nicht fest eingraben, so müßte ihr Ende Verzweiflung sein. Deshalb bei ihnen allein die Möglichkeit und die Notwendigkeit unter so großen Opfern ein Herderinstitut zu erhalten, deshalb das Bestreben in Riga und Reval geistige Umschlagplätze zwischen Ost und West zu gestalten, so wie die Hansa in früheren Jahrhunderten an dieser Ostsee der europäischen Nordmeere die gegebenen Austauschpunkte für die Erzeugnisse Deutschlands, der Niederlande und Scandinaviens fand. Alle tragende Ideen des Völkerlebens treten durch diese baltischen Hochschulkurse in einer, dem Zeitgeist entsprechend umgestalteten Form wieder in Erscheinung. Sie stellen die organischste Lebensform des Baltentums als wirkende Einheit am Angelpunkte Rußlands und Westeuropas dar. Diese, auch in reichsdeutschem und europäischem Lichte besehen, be-

deutliche Rolle der baltischen Hochschulkurse erhöht noch der Umstand, daß die staatsführenden Völker in den baltischen Randstaaten naturgemäß verhalten sind, zum mindesten keine feindliche Haltung einzunehmen. Letten wie Esten sind Zwergvölker, denen immer wieder einmal die Stellung als Minderheit zufallen kann, die also darauf bedacht sein müssen, im Augenblicke der Macht anderen gegenüber weitherzige Kulturpolitik zu treiben, um selbst später auf ihr Wohlverhalten in diesen Dingen hinweisen zu können. So sind die baltischen Kurse auch in dieser Hinsicht Sonderphänomene, und die reichsdeutschen Professoren werden — wie es sich eigentlich ja selbstverständlich gebührt — bei ihren Besuchen im Baltikum auch von den Organen des Staates empfangen und geehrt.

Als zweiten Typus hebe ich den sudetendeutschen hervor. Die Deutschen in Böhmen haben ihr Bildungswesen bis zur Hochschule und Universität ausgebildet, ihre Bedürfnisse sind infolgedessen anders geartet als im eigentlichen Diasporadeutschtum, das noch mit der Not eines geordneten höheren oder gar des Volksschulwesens ringt. Außerdem möchte man kulturpolitisch die Sudetendeutschen nicht zum Auslandsdeutschtum zählen. Ihre geschlossene Siedlungsform, unmittelbar angrenzend an das binnendeutsche Meer, bedingt eine Differenzierung in sozialer und kultureller Beziehung, die infolge der Unmittelbarkeit des kulturellen Austausches all jene Stützen entbehrlich macht, die wir eigentliche Schicksals-Auslandsdeutsche auch in unseren Hochschulkursen suchen müssen. Die sudetendeutschen Hochschulwochen wenden sich daher den spezifischen Gebieten zu, durch deren Pflege man eine Hebung des Volks- und Heimatgefühls erhofft. So wie die Kultur- und Heimatsorganisationen (Deutscher Kulturverband, Böhmerwaldbund usw.) in der Pflege des Heimatgedankens und der Idee des Volkstümlichen Mustergütiges leisten, so schafft man auch in den Hochschulkursen Gefäße für die geistige Durchdringung und Durcharbeitung der Probleme der Heimat und der Wahrung des volkstümlichen Besitzes. Alljährlich an verschiedenen Orten finden die schlesischen Kulturwochen statt, an denen selbstverständlich neben bodenständigen Vortragenden auch reichsdeutsche Hochschullehrer als Gastdozenten teilnehmen, in Reichenberg fand diesmal — meines Wissens zum erstenmal in dieser konzentrierten Form — ein Hochschulkurs für Deutsche statt, der unter der geistigen Agide der Gesellschaft für deutsche Bildung in Frankfurt am Main zustande gekommen ist. Als Grundgedanke des Lehrganges wurde vom Leiter bezeichnet, „die um ihr Deutschum ringenden Sudetendeutschen in ihrem Kampfe zu stärken“. Dieser Lehrgang „vom Sein und Werden des deutschen Volkes in Vergangenheit und Gegenwart“ sollte die Krönung bilden der in früheren Jahren durchgeführten Hochschulkurse über das Schlesiervolk und über das Sudetendeutschtum. Die sudetendeutschen Ferienkurse scheinen auch mit einer besonders starken Beteiligung aus dem Reiche zu rechnen. Ihre Bedeutung nach dieser Seite liegt darin, daß hier der Reichsdeutsche, ohne allzuweite Reisen machen zu müssen, Gelegenheit hat, den nationalen Kampfboden kennen zu lernen und in die besonderen Probleme eingeführt zu werden, die das Leben auf einem

Boden mit verschieden-völkischer Bevölkerung bedingt. Allerdings liegen die Verhältnisse kulturpolitisch in der Tschechoslowakei gerade auch dem Staatsvolk gegenüber ganz anders als in anderen Ländern. Während z. B. von den Balten und Siebenbürger Sachsen aus bewußte und großzügige Kulturpropaganda im Hinblick auf die umwohnenden Völkerschaften getrieben wird, scheinen die Sudetendeutschen im großen ganzen auf diesen Gedanken der deutschen Berufung im Osten verzichten zu wollen und zu können oder gar zu müssen. Das kommt natürlich auch in ihren Hochschulkursen zum Ausdruck. Die Tschechen sind selbst schon zu kulturbewußt, um — wenigstens eingestanden — fremde geistige Anhalte zu suchen, sicher schlägt ihnen auch der Größe-wahn des kleinen Volkes, das zur Staatsbildung gelangte und das gelegentlich den Maßstab seiner geistigen Horizonte verliert, in den Nacken. So machen uns auch die sudetendeutschen Hochschulkurse — wie die ganze völkische sudetendeutsche Politik auf Distanz gesehn — den Eindruck jener unbekümmert-sein-könnenden, trotzigen Abwehrstellung, die wir richtigen Diasporadeutschen uns nicht leisten können. Auch in unseren Hochschulkursen müssen wir einen den tatsächlichen Verhältnissen Rechnung tragenden, gewisse Bindungen mit den anderen bewahrenden Boden unter uns festhalten. Wir sind auch in geistigen Dingen realpolitisch nicht stark genug — wie die Sudetendeutschen —, um Kompromissen ganz aus dem Wege gehen zu können.

Der dritte, bereits auf die Tradition von acht Jahrgängen zurückblickende Typus auslanddeutscher Hochschulwochen hat sich innerhalb des großrumänischen Deutschtums in Hermannstadt herausgebildet. Eine Grundtriebfeder ist hier in der Idee der gesamtdeutschen Volksgemeinschaft des neuen rumänischen Staates zu suchen. Die deutschen Siedlungsgebiete liegen nicht nur Hunderte von Kilometern auseinander, sondern die Bildung der Volksgemeinschaft wird noch erschwert durch die Verschiedenheit der Stammes- und Konfessionszugehörigkeit, durch Bildungsabstände und völlig anders geartete politische Vergangenheit. Der Homogenität des Baltentums steht hier die bunteste Welt deutscher Gestaltungsmöglichkeiten gegenüber. So erfüllen die Hochschulkurse eine vitale Aufgabe der deutschen Volksgemeinschaft, indem sie alljährlich führende Persönlichkeiten aus den einzelnen Siedlungsgebieten auf 14 Tage in Hermannstadt zu einer geistigen Arbeitsgemeinschaft zusammenschließen, die festere innere Bindungen schafft als etwa ein bis zwei Tage dauernde Kongresse oder Vereinsfeste. Unter den „Führern“ werden nicht nur Persönlichkeiten aus den Gauzentralen (also Czernowitz, Temeşwar usw.) verstanden, sondern viel mehr noch Männer und Frauen der örtlichen Führung. Die deutsche Volksgemeinschaft in Rumänien kann praktisch weniger durch kulturelle Verschmelzung der breiten bäuerlichen Massen erreicht werden (wie sollen die Banater und die Siebenbürger Bauern, wirtschaftlich, klimatisch, kirchlich usw. unter ganz anderen Daseinsbedingungen lebend, von unten her ein einheitliches Ganze werden?), als vielmehr durch möglichst nahe Aneinanderführung der intellektuellen Kreise (Land-Lehrer und -Pfarrer usw.) sowie besonderer höherer Berufskreise (Mediziner, Techniker, Bankleute usw.) Diesen Erfordernissen entsprechend, werden die Hoch-

schulkurse in Hermannstadt aufgebaut. Entweder finden Fachkurse statt, zu denen sich aus dem ganzen Staatsgebiet die vielfach auf exponierten und völkisch vereinsamten Posten stehenden Fachleute versammeln, oder es wird versucht, in großem Rahmen allgemeinverständliche und dabei doch zu selbständiger geistiger Arbeit anfeuernde und emporführende Vortragszyklen einem weiten Kreis bildungshungriger Menschen zu bieten. Unsere Hochschulkurse sind nicht nur eine wissenschaftliche, sondern eine die ganze Volkskultur umfassende Angelegenheit, es wird also angestrebt, eine Heerschau unseres gesellschaftlichen, künstlerischen und volkstümlichen Lebens zu bieten. Es wird darauf Bedacht genommen, daß z. B. der Lehrer, der von einsamstem Wirkungskreis etwa aus der Dobrudscha kommt, gute, hochstehende Musik höre, daß er ein deutsches Drama in guter Darstellung genieße, daß er 14 Tage mit gleichgestimmten Seelen nicht nur die Eindrücke des in Vorlesungen und sonstigen Veranstaltungen eben Erlebten, sondern die ganzen Nöte und Probleme des Diasporadeutschtums ausspreche, daß er aber in gehobener Gesellschaft seines Lebens einmal auch so recht froh werde. So sollen die Hochschulkurse nicht nur unsere fachlich ertüchtigende und allgemein geistig auffrischende Sommeruniversität sein, sie sollen uns in harmonischem Zusammenwirken aller unserer Arbeitsgebiete ein jährliches Olympia unserer auslanddeutschen Kultur bedeuten. Die Hermannstädter Hochschulkurse vereinigen überdies je ein hervorstechendes Charakteristikum sowohl der baltischen als auch der sudetendeutschen in sich: sie suchen — vielfach noch vorsichtig vorführend — die Beteiligung auch der nichtdeutschen Mitbürger Rumäniens zu erreichen, und sie pflegen als eine starke Note das Volks- und Landeskundliche (in vielen Jahrgängen heimische Dozenten über heimatliche Stoffe, 1926 ein Spezialkurs für deutsche Volkskunde).

Ein noch nicht ausgetrobt, aber im Anmarsch begriffener vierter Typus blickt auf Verhältnisse, wie wir sie etwa in Belgrad oder in Budapest vorfinden. Weder die Deutschen in Jugoslawien noch die in Ungarn besitzen Kulturmittelpunkte von so festen Umrißlinien und von so starker historischer Begründung wie etwa die Balten in Riga und Reval. Ein im wesentlichen die eigenen Volksgenossen berücksichtigender Hochschulkurs muß aber festen Kulturboden mit ausgesprochener Tradition unter sich haben, er muß vor allen Dingen schon eine geschulte Hörschaft in genügender Anzahl voraussetzen können. In kluger Erkenntnis der obwaltenden Verhältnisse scheint man in deutschen Kreisen Jugoslawiens die Absicht zu haben, bei einer ins Leben zu rufenden Hochschulwoche nur organisierend und vermittelnd aufzutreten und den Aufbau der Vorlesungsreihen so zu gestalten, daß vor allem an die serbischen Intellektuellen gedacht wird, während der verhältnismäßig kleine Stamm der deutschen Intelligenzsicht in Belgrad doch auch auf seine Rechnung kommt. Bei der anscheinend wachsenden Deutschfreundlichkeit des gebildeten Serbentums (es mag nur auf den herzlichen Empfang der deutschen Zeitschriftenherausgeber in Belgrad verwiesen sein), ist dies ein sehr glücklicher Gedanke. Vielleicht wird die Lage auch in Budapest für eine solche Methode auslanddeutscher Kurse in absehbarer Zeit spruchreif. Kultur-

politisch kann auch diese vor allem von der allgemeinen Kulturpropaganda ausgehenden Form der Hochschulwochen für das Deutschland des betreffenden Staates nur nützlich sein, da so der Boden für immer intensiver einsetzende eigene Veranstaltungen auf die taktisch klügste Art vorbereitet wird.

In Rattowitz, in Polnisch-Oberschlesien, hat Ende September der erste deutsche Hochschulkurs für dies grenzdeutsche Gebiet getagt. Es läßt sich noch nicht genau übersehen, welche Entwicklung hier die Sache nehmen wird. Jedenfalls sind es ganz besondere Voraussetzungen völkischer, sozialer, politischer Natur, die auch hier eine Sonderform erstehen lassen. Das hat Rattowitz natürlich auch mit allen unseren Veranstaltungen gemeinsam, daß der kulturelle Abwehr- und Erhaltungskampf die verinnerlichte Note gibt und daß die Wahrung des unmittelbaren Zusammenhanges mit dem reichsdeutschen Geistesleben der erste und letzte Gedanke ist. Gerade in Rattowitz wird man es mit besonderer Lebhaftigkeit spüren, was uns anderen eigentlich tägliches Brot geworden ist, daß nämlich das unter Opfern Errungene tiefer, dankbarer, fruchtbarer aufgenommen wird, als das was in glücklicheren Zeiten auf dem Präsentierteller geboten wurde. Hier liegt ja der Angelpunkt, in dem volkpsychologisch der besondere Wert, die innere Bereicherung verankert ist, die das große deutsche akademische Leben durch die aufblühenden auslanddeutschen Hochschulwochen erfahren hat.\*

Austauschprofessoren sind in beschränkter Zahl auch vor dem Kriege nach Amerika gegangen und haben dort staatlich diktierte Kulturpropaganda getrieben. Was sich aber nach dem Kriege vollzog, die Berufung deutscher Hochschullehrer in weitestem Umfange an die auslanddeutschen Sommeruniversitäten und ihr opferbereiter Pionierzug nach dem Osten — das ist aus dem großdeutschen Volksbewußtsein, aus den schaffenden Kräften unseres Volksbewußtseins geboren worden! Welche Fülle geistiger Anregung, menschlicher Beziehungen liegt allein schon in der Tatsache begründet, daß an den acht Hermannstädter allgemeinen und den fünf medizinischen Hochschulkursen bereits über sechzig reichsdeutsche Hochschullehrer mitgewirkt haben! Fast an jeder deutschen Universität oder Hochschule besitzt das Deutschland Rumäniens und so auch das Gesamtauslanddeutschum heute mindestens einen warmen Freund und Fürsprecher, denn wie wäre es anders denkbar, als daß jeder Gelehrte, der einmal zu einem solchen Hochschulkurs voll völkischer Tatbereitschaft ausgezogen ist, aus der unmittelbaren Anschauung des Diasporadeutschtums ein besonders interessierter Vorkämpfer des Auslandsdeutschtums würde! Aber auch für die deutsche Hochschule selbst hat die Angelegenheit Bedeutung gewonnen, ist doch der praktische Wirkungsbereich, der Umfang der akademischen Lehrtätigkeit erweitert worden durch die Möglichkeit an so und soviel exponierten Punkten des deutschen Sprachgebietes alljährlich mit dem gesprochenen Wort für deutsche Wissenschaft und damit für das Ansehen des deutschen Namens, für die Werbekraft der deutschen Hochschule und damit für die Auswirkung deutscher Geistesstätigkeit in aller Welt eintreten zu

\* Vgl. den Aufsatz in der Rundschau dieses Heftes S. 361.

können. Sicher erhöht sich durch diese neue Art der akademischen Tätigkeit die allgemeine nationale Bedeutung der deutschen Universität, sicher vertieft sich der akademische Lehrerberuf immer mehr zum eigentlichen Träger des großdeutschen Gedankens in seiner geklärtesten Form!

Neue Arbeitsmethoden nicht nur des auf dem Außenposten stehenden Kulturorganisations, sondern auch des deutschen Professors, wenn er sich auf das Minderheitendeutschtum einstellen will, sind notwendig geworden. Die Hochschulwochen sehn ja letzten Endes ihr Ziel darin, Organe der Verständigung zu schaffen von Volkstum zu Volkstum, vom großen schaffenden Stamm zu den weitausgebreiteten Zweigen, die Nahrung schöpfen müssen von den Kernpunkten her. Feinste Organe der Einfühlung sind bei dem reichen Ströme der Wechselbeziehungen nötig geworden, um dem Mutterlande den neuen Gesichtskreis zu schaffen, in den das Auslanddeuschtum hereingetreten ist. Die Hochschullehrer aber sind in erster Linie berufen, Förderer solchen Verständnisses und Einfühlens zu sein — hüben und drüben. Hier im Auslande durch Vermittlung ihres Fachwissens und durch Überstrahlung höchster deutscher Geistigkeit, dort im Mutterlande aber durch Verarbeitung und wirksame Weitergabe des bei den Auslandsdeutschen Beobachteten und Erfahrenen.



## Das Deuschtum auf dem Boden des alten Ungarn

Wanderungen und Betrachtungen eines Balten

von Dr. Ernst Seraphim-Königsberg

Den Plan, einmal nach Siebenbürgen zu reisen, die uns Balten durch ähnliche geschichtliche Entwicklung so nahe verwandten und unserem Herzen gefühlsmäßig besonders verbundenen „Sachsen“ — die ja eigentlich Franken sind — zu besuchen, habe ich über 30 Jahre unverwirklicht mit mir herumgetragen. Die *dira necessitas* stieß ihn immer wieder um und Weltkrieg und Baltentatastrophe schienen ihn für immer zu beseitigen. Und dann ist es denn doch wider alles Erwarten möglich geworden: persönliche Fäden, die sich auf Schutzbundtagungen und den Pfsingsttagungen des Vereins für das Deuschtum im Auslande spannen, machten es mir möglich, im August dorthin, wohin die Sehnsucht mich schon so lange trieb, den Wanderstab zu setzen. Ich habe den Weg durch das weite Gebiet genommen, das das alte Königreich Ungarn umfaßte, ehe der Trianoner Friedensschluß es zerschlug, und habe, indem ich überall den Spuren des dort siedelnden und unter sehr verschiedenen, geschichtlichen, politischen und wirtschaftlichen Bedingungen sich entwickelnden und behauptenden, oft von schweren Gefahren bedrohten deutschen Volkstums zu folgen versuchte, mich bemüht, die Sonderart dieses, keineswegs



eine geschlossene Einheit bildenden Deutschtums festzustellen und die einzelnen Teile miteinander abwägend zu vergleichen.

Diese Augustreise, die in Hermannstadt Anfang September durch die Teilnahme an dem VIII. Deutschen Hochschulkursus ihren wunderbar harmonischen Abschluß fand, hat mir unvergeßliche, tiefe Eindrücke hinterlassen, die nicht nur durch die gütige, liebe Gastfreundschaft, die mir in so reichem Maße zuteil geworden ist und mich überall in enge persönliche Verbindung mit den führenden Männern wie mit den Familien brachte, bedingt worden sind, sondern in der beglückenden Überzeugung gipfelten, daß das deutsche Volkstum dort unten im Südosten, so verschieden die heutigen Daseinsbedingungen auch sind, einig in dem Willen ist, sich allen Gewalten zum Trotz zu erhalten. Jene Worte, die ich im Deutschen Hause in Temeswar im Banat fand, stehen doch Zukunft bauend und Sieg verheißend, über allen:

„Rein Druck so hart,  
Rein Leid so schwer,  
Daß deutsche Treu'  
Nicht stärker wär'.“

Aber ein Anderes ist es auch, was sich dem Deutschen aus dem Reich gleichsam aufdrängt: daß nämlich nichts verfehlter ist, als das Auslandsdeutschtum bürokratisch nach Schema F zu beurteilen, es nach einer Schablone zu bewerten und, was uns als Licht und Schatten entgegentritt, nach völlig anderen, d. h. reichsdeutschen Maßen einzuschätzen. Die psychologische Kunst, fremde Art richtig einzuschätzen, ist bei aller Vorliebe des Deutschen für das „was von weitem ist“, noch erschreckend gering in deutschen Landen innerhalb der Reichspfähle. Aber die Anfänge zu einer sachlichen Schätzung sind doch erkennbar. Wir Auslandsdeutsche im Reiche, die Balten insbesondere, haben die verpflichtende Aufgabe, in dieser Richtung voranzugehen.

Sehr erfreulich ist es, hierbei im Südosten feststellen zu können, daß auch die amtlichen deutschen Vertretungen, die Gesandtschaft und Generalkonsulate, fast überall eine, früher nur zu oft fehlende, innere Anteilnahme an den Bestrebungen der deutschen eingewanderten Bevölkerung öffentlich bekunden, ihre Sprache und ihr deutsches Kulturgut bei selbstverständlicher Loyalität zu dem Staat, in den hinein sie ihr Geschick gestellt hat, zu wahren und zu kräftigen.

Weniger günstig sind dagegen die Beobachtungen, die man in bezug auf die reichsdeutschen, meist fluktuierenden Elemente machen muß: Da überwiegt noch oft in erschreckender Weise der nackte Nützlichkeitsfaktor des „Geschäftes“, der kein seelisches Verständnis für die Nöte der alteingebürgerten Landsleute aufbringt, keine persönliche Beziehungen zu ihnen anstrebt, vielmehr ausschließlich davon ausgeht, sich bei dem Staatsvolk lieb Kind zu machen. Natürlich keine Regel ohne Ausnahme... Man spürt bald, daß nicht jeder ein Deutscher ist, der deutsch spricht, geschweige denn, daß eine jede deutsch gedruckte Zeitung dort unten eine Seele hat. Aber gerade auf dem Gebiet des

deutschen Zeitungswesens ist, gottlob, deutlich erkennbar, daß hier doch überall tüchtige berufene Männer, in idealer Erfüllung ihrer deutschen Pflicht, eine wirklich deutsche Presse geschaffen haben, und trotz aller materiellen und sonstigen Hemmungen mit großem Erfolg dem deutschen Gedanken dienstbar zu machen wissen. Da geht denn auch reiche Frucht auf.

Meine Studienreise hat mich zuerst in das Land der Zipser Deutschen am Fuß der Hohen Tatra geführt. Sie sind durch den Trianoner Frieden von Ungarn abgetrennt worden und bilden heute als ein Teil der Slowakei einen Bestandteil der Tschechoslowakei. Ich habe nur die Oberzipß besuchen können, nicht das einst reiche Grubengebiet im Gößnitztal. Auch die zahlenmäßig sehr zusammengeschrumpften, im slowakischen Land eingesprengten Inseln in und um Raßchau habe ich nur durchfahren, nicht persönlich kennen lernen können. Die Zipser Deutschen, auch sie heißen wie die Siebenbürger „Sachsen“, ohne es zu sein, denn sie stammen in ihrem ältesten, freilich in den Mongolenstürmen des 13. Jahrhunderts untergegangenen Stämmen aus Flamländ und in ihren darauf siedelnden Bestandteilen aus der Moselgegend, Hessen und Franken, — sind seit fast achthundert Jahren im Lande. Sie haben die Wälder gerodet, das Erz gefördert, Städte nach sächsischem Recht gegründet und sind, durch die Privilegien der ungarischen Könige geschützt, durch den ungarisch-polnischen Handel, der in einträglichem Stapelrecht seine Krönung fand, reich geworden. Um die Wende zum 20. Jahrhundert betrug ihre Zahl etwa fünfundsechzigtausend Einwohner — heute kaum vierzigtausend. Ihr, man darf wohl sagen, primitives unreflektiertes Deutschtum blieb bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts völlig unangefochten. Die 34 Freien und Bergstädte waren durch Privilegien so sehr geschützt, daß kein Jude, ja nicht einmal ein ungarischer Edelmann in ihnen wohnen durfte. Daher die eigentümliche Tatsache, daß letztere sich ihre stattlichen Häuser in den deutschen Dörfern, die vor den Toren lagen, erbauten. Die „Errungenschaften“ von 1848 und dann der Deakische Ausgleich von 1867 schufen eine neue Zeit: „Freiheit und Gleichheit“ zertrümmerten die alte deutsche kulturelle Vormachstellung. Der Jude kam in die kleinen Städte und gewann hier in wenigen Jahrzehnten durch Zähigkeit und Anpassung in gar nicht zu ahnendem Ausmaße Boden. Heute hat er den deutschen Kaufmann meist verdrängt. Zugleich setzte eine zielbewusste Magyarisierungspolitik ein, die überaus geschickt gehandhabt, fast unbemerkt vor sich ging. Die Zipser Sachsen, ein arbeitsames, zähes Geschlecht, fromm und treu der Väter Weise, hatten gute Tage bis dahin gelebt, durch ihre fast sprichwörtliche Sparsamkeit in Stadt und Land Wohlstand gehäuft. Eine Hausinschrift von 1807 noch rühmte bezeichnend von der Zipß Bewohnern:

„Ich achte meine Hasser-  
Gleich wie das Regenwasser,  
Daß von dem Dache fließt,  
So Gott mir Hilfe leiht!“

Der Ungar ist gastfrei und ritterlich, aber das Beamtentum liegt ihm nicht. Er ist seinem ganzen Wesen nach Landedelmann nicht Städter. So kam es wie von selbst, daß der Zipser Bürger, der auf ungarischen Hochschulen studierte, das beste Beamtenmaterial lieferte. Kaum ein Ministerium, in dem die Zipser nicht in hohen, einflußreichen Stellungen saßen, auch heute noch sitzen. Ja, mehr noch, viele ungarische Familien adligen Standes führen ihre Abkunft auf Zipser Deutsche zurück. Daher die magyarische Bezeichnung des Deutschen als „Schwager“. Ein ungarischer Historiker hat von ihnen gesagt: „Wir haben sie schon seit neun Jahrhunderten unter uns. Sie kamen nicht mit Gewalt in unser Land, sondern wir beriefen sie und teilten mit ihnen brüderlich unsere Äcker, Weingärten, unser Brot, wir gaben ihnen unsere Töchter und sie uns die ihrigen und unser Blut war mit dem ihrigen vermischt.“ Was der Deutsche daheim tat oder redete, kümmerte den Magyaren nicht. Genug, wenn er seine aufbauenden Kräfte dem Staate dienstbar machte. Langsam, unmerklich entwickelte sich so ein Einschlüpfen des bewußt deutschen Gefühls, eine für sie kaum merkbare Magyarisierung bei den Zipsern, die aus der Enge ihres Ländchen ins weite Ungarland zogen und in Budapest Stellen und Ansehen fanden. Man vergaß die Notwendigkeit der deutschen Schule, die man freiwillig aufgab und glaubte, was die ungarische gab, durch das Haus, die Familie wieder ausgleichen zu können. Zahlreiche Eheschließungen taten das Ihrige und so entstand das Volk mit zwei Seelen, das mit derselben Überzeugung sein deutsches Wesen und sein ungarisches Herz beteuern zu können glaubte, ja auch heute noch glaubt. Der Umsturz des alten Ungarn hat daher keinen tiefer getroffen als die Zipser. Die „Problematik“ des Seins ist in der Zips oft erschreckend: allen Ernstes glaubt z. B. der in Leutschau erscheinende „Zipser Bote“, der sich bezeichnenderweise aus einem rein deutschen Blatt erst in ein doppelsprachiges und schließlich in ein rein magyarisches gewandelt hat, auch heute noch deutsche Interessen zu vertreten. Ich habe mit so manchen Zipser Deutschen über diese Kernfrage offen gesprochen, habe in dem gastlichen Hause eines Zipser Großindustriellen, dessen Treue zum Deutschtum über jeden Zweifel steht, an der Tafel gegessen, geredet wurde bald deutsch bald magyarisch. Man servierte beide Sprachen fast wie zwei Suppen zum Diner.

Ob das so bleiben wird? Man kann mit einer gewissen Bestimmtheit diese Frage verneinen. Seitdem das Zipser Land an die Tschechoslowakei gekommen ist, bestehen wieder deutsche Volksschulen — irre ich nicht, über dreißig — ein Lyzeum von gymnasialem Typ, eine Real- und technische Mittelschule. Freilich, am liebsten hätten die Zipser ihre ungarischen Schulen behalten und ein „guter Deutscher“ in einer der kleinen Städte sagte mir, ohne recht zum Verständnis dessen zu kommen, was in seinen Worten lag: „Seitdem meine Kinder in der Schule deutschen Unterricht erhalten, sprechen wir daheim mit ihnen ungarisch!“ Nun, die deutsche Reaktion hat doch schon eingesetzt: Zwei Seelen können auf die Dauer nicht in derselben Menschenbrust leben und ohne Feindschaft gegen die Ungarn müssen sich die Wege allmählich trennen. Der Einfluß der Deutschen im Sudetenland, harter

Kämpfer ums Volkstum, und auch der Pfarrer, namentlich soweit sie aus Siebenbürgen stammen, macht sich schon bemerkbar: unter der jungen Generation, die in Deutsch-Böhmen Mittel- und Hochschule besucht, wächst der Geist heran, der Klärung heischt.

Aber eine andere Gefahr ist dafür entstanden: die der Überflügelung und Erdrosselung durch das aufstrebende junge Slowakentum. Noch vor wenigen Jahrzehnten auf unterster sozialer Stufe stehend, vielfach als Knechte auf den deutschen Dörfern lebend, haben sie sich durch Bedürfnislosigkeit und Fleiß emporgerungen und legen sich überall um die kleinen deutschen Städte, wo sie freiverdenden deutschen Grundbesitz erwarben. Und während die Deutschen aus den Städten abwandern, ohne daß genügender Ersatz vom Lande nachkommt, gewinnt der Slowake durch seinen Kinderreichtum unaufhaltsam Terrain. Wer Augen hat, zu sehen, sieht da bedrohliche Bilder. Hier liegt die Wurzel der Gefahr, einer Gefahr, die dadurch noch verschärft wird, daß das slowakische Volk heute als Staatsvolk unter im höchsten Grad nationalistischen Führern wie dem Monsignore Klinka eine ganz andere Position einnimmt, als zu ungarischer Zeit. Es bildet heute unzweifelhaft eine verbende Macht für Schwache im anderen Lager.

Man sieht, wie groß die Aufgaben sind, die sich den Führern der Deutschen in der Slowakei eröffnen. Es ist nun ein Glück, daß es ihnen an solchen Führern nicht fehlt. Diese haben ihren Sitz freilich noch nicht in der Zips selbst, sondern in Preßburg. Diese Stadt ist heute der geistige Mittelpunkt des erwachenden Deutschtums in der Slowakei. Das Deutsche Kulturamt, dem der Rechtsanwalt Dr. Frühwirth vorsteht und dem Männer wie der Senior Schmidt, ehemals Senator der Tschechischen Kammer in Prag, und Professor der Theologie Dr. Steinacker zur Seite stehen, ist die Organisationszentrale für die deutsche Arbeit. Die Verhältnisse liegen hier nicht wesentlich anders als in der Zips, nur daß der Rahmen nicht den kleinbürgerlichen Anstrich hat wie in den Zipser Städten. Preßburg, das vor den Toren Wiens gelegen ist, ist gewissermaßen auch ein Stück Wien: die fröhliche Eleganz, das Leben und Lebenlassen, auch das äußere Bild der Stadt mit den vielen Kaffeehäusern und den Fiakern, lassen es gleichsam als Vorstadt Wiens erscheinen. Auch das in die Augen springende Überwiegen des jüdischen Elements erinnert an den größeren Bruder. Aber zugleich hat Preßburg eine starke ungarische Note. Es ist nicht umsonst Krönungsstadt gewesen, hat nicht umsonst ungarische Magnaten in seinen Mauern gesehen. So vollzog sich auch hier, langsam aber sicher, die Magyarisierung der um Anno 1870 noch reindeutschen Stadt in eine doppel-sprachige, wobei das Ungarische als das Vornehmere galt und eine große Anziehungskraft entfaltete. Das deutsche Preßburg — es zählt noch heute an 40.000 Deutscher — schloß sachte ein und die Juden, die im alten Ungarn das gelobte Land sahen, taten das Ihrige, um den Prozeß zu beschleunigen. So muß denn heute von unten an wieder die deutsche Entwicklungsarbeit getan werden: Es ist eine schwere Arbeit, der Kampf gegen Lässigkeit und Lauheit, gegen Geschäftsnutzer, gegen das Behagen, das nicht gestört werden will. Aber es läßt sich doch mit Ge-

nugtuung feststellen, daß es wieder aufwärts geht. In der Jugend findet der Weckruf lebhaften Anklang und der letzte deutsche Tag in Preßburg vereinigte viele Tausende begeisterter Deutscher — eine Tatsache, die noch vor wenigen Jahren nicht möglich gewesen wäre. Wie in der Zips hat natürlich auch hier in der Stadt und auf dem Lande die Vereinigung mit dem Tschechoslowakischen Staat sich in derselben Weise auszuwirken begonnen, wie dort. Davon ist im einzelnen schon die Rede gewesen.

Man wird freilich ein Fragezeichen hinter die, mir namentlich in Preßburg sehr nachdrücklich geäußerte Meinung zu machen, berechtigt sein, ob wirklich die Loslösung dieser Gebiete von Ungarn, die als Folge des Unterliegens im Weltkrieg eintrat, die einzige Rettung für das im Versinken begriffene Deutschtum gewesen ist. Man wird demgegenüber doch wohl sagen können, daß ein siegreiches Deutschland eine so starke sittliche Macht dargestellt hätte und von ihm eine große nationale Welle ausgegangen wäre, daß auch Ungarn mit seiner Magyarisierungspolitik hätte Schluß machen müssen. Niemals mehr hätte das deutsche Volk im Reich geduldet, daß nach Waffenbrüderschaft und für Ungarn vergossenem deutschen Soldatenblut die Aufsaugung der Deutschen in Ungarn mit den alten Methoden fortgesetzt würde. Und, kann man getrost hinzufügen, niemals hätten die Deutschen auf dem Boden der ungarischen Monarchie, nachdem im heiligen Feuer des Weltkrieges der deutsche Sinn geweckt worden war, sich weiter als Kulturdünger mißbrauchen lassen.

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Wer den Beweis dafür haben will, findet ihn, wenn er nach Rumpfungarn kommt, und auch hier auf ein gegen die Vorkriegszeit völlig verändertes Bild stößt. Hier leben seit zwei Jahrhunderten heute noch fünfhundertfünfzigtausend Deutsche „Schwaben“, in den Städten und auf dem flachen Lande. In Ofen, der Altstadt Budapests, allein sechzigtausend. Dicht vor den Toren der Hauptstadt liegen reiche deutsche Weindörfer, so Budaörs mit 9000 Seelen — und Getreidebau betreibende Dörfer. Sie sind katholisch und hatten bei dem fast völligen Fehlen einer deutschbleibenden Oberschicht und magyarischgesinnten Pfarrern ihre deutsche Seele nicht nur, sondern vielfach ihre deutsche Sprache vergessen. Wie aus der Zips ging aus den Schwaben ein guter Teil der hohen ungarischen Beamtschaft hervor: Man denke nur an den Ministerpräsidenten Weckerle. Ihre unlösbare Verbundenheit mit Ungarn war ihnen Herzenssache. Die Stumpfheit in völkischen Fragen war so groß geworden, daß nicht einmal das brutale Apportionische Schulgesetz, das die Reste deutschen Schulwesens vernichtete, sonderliche Erregung hervorrief. Wo sich Opposition zeigte, ging die ungarische Regierung mit Kerker und schweren Geldstrafen vor. Angesehene deutsche Wortführer mußten ins Ausland flüchten.

Und heute? Auch das Deutschtum in Rumpfungarn hat seine Renaissance erlebt. Auch hier hat der Weltkrieg das befreiende Wunder bewirkt und die für jeden Ungarn, dieses aristokratische Herrenvolk von starkem Nationalgefühl, doppelt

schmerzliche Tatsache, daß im Gefolge des Trianoner Diktats heute hunderttausende Ungarn, vom Reiche der heiligen Stefanskronen losgerissen, das harte und bittere Los einer völkischen Minderheit auszukosten haben und zu ihrer Selbstbehauptung des garantierten Minderheitenrechtes bedürfen, hat die ungarische Regierung, in Sonderheit den klugen und weitblickenden Ministerpräsidenten Grafen Bethlen, veranlaßt, mit der Magyarisierungspolitik von früher zu brechen und trotz des Widerstrebens jener Exaltados, die meinten, das heutige verkleinerte Ungarn dürfe erst recht keine Minderheiten aufkommen lassen, den Deutschen eine gewisse Kulturbetätigung zuzugestehen, deren Verwirklichung durchzusetzen, er ehrlich bemüht ist. Es ist nicht gerade viel: das Vereinsrecht zur Begründung des großen Bildungsvereins der ungarländischen Deutschen und seiner Zweiggruppen auszunutzen und in den Volksschulen der deutschen Sprache für Lesen, Schreiben und Rechnen in den unteren Klassen die Priorität vor dem Ungarischen und in den weiteren die Parität zu sichern; so daß die Kinder, wenn sie die Volksschule verlassen, deutsch und ungarisch beherrschen. Es ist das ein Kompromiß, aber doch ein erheblicher Fortschritt gegenüber dem tatsächlich bisher bestehenden, mühsam nach außen verschleierten System, die Volksschule als Magyarisierungsinstrument zu benutzen. Eine Ausnahme hat man allein in dem reindeutschen Teile Ungarns gemacht, das eigentlich zum Burgenland gehört (Ödenburg), aber bei der Abstimmung, sei es aus Abneigung gegen die üblen Zustände Österreichs, sei es auch aus argen Wahlmißbräuchen, sich für Ungarn erklärt hatte. Hier allein kann man von wirklich deutschen Volksschulen, in denen das Ungarische nur Lehrfach ist, reden. Die Schwaben nehmen das bisher Erreichte als Abschlag, nicht als Endziel an, denn ihren Führern und namentlich der heranwachsenden akademischen Jugend, die von leidenschaftlicher Hingabe an den deutschen Gedanken erfüllt ist, schwebt mehr vor. Aber sie wissen, daß das nur langsam, Schritt für Schritt zu erreichen ist: noch fehlt ein Lehrerseminar, so daß die Besetzung der Volksschullehrerstellen auf große Schwierigkeiten stößt, noch ist ein Teil der katholischen Pfarrer ausgesprochen ungarisch gesinnt und auch hier muß erst ein neues Geschlecht heranwachsen, das sein Ideal in dem hochgesinnten Prälaten Dr. Huber-Ödenburg sieht, der Pathos und Ethos so wunderbar vereinigt. Wir im Reich kennen ihn von seiner hinreißenden Rede auf der V. D. U.-Tagung in Gözlar. Noch ist die Zeit nicht reif, um an die Errichtung deutscher Mittelschulen zu denken. Ehrliche innere Verbundenheit mit dem Staat, dessen heutiges Leid man wie eigenes empfindet, und Nützlichkeitsgründe stehen heute noch gefühlsmäßig weiteren Forderungen im Wege. Aber daß man sie stellen wird, dafür wird die neue Generation Sorge tragen, deren Stimme nicht unschwer für den Aufstrebenden zu vernehmen ist. Schon sind auf Dörfern, wo der Geistliche sich als Magyare der neuen Zeit entgegenstellte, scharfe Zusammenstöße, die bis zur Drohung, die Kirche zu meiden, gingen, vorgekommen. Warnende Zukunftszeichen! Die Führer haben die oft nicht leichte Aufgabe, zwischen dem heute Möglichen und dem brausenden Jugendsinn zu vermitteln. Wer die Situation psycho-

logisch ganz erfassen will, darf nie die werbende Kraft des aristokratischen Ungartums und der großen materiellen Machtmittel, über die es bis 1918 gebot, aus dem Auge lassen, denen das zum überwiegenden Teil aus apolitischen deutschen Bauern bestehende deutsche Element gar zu leicht erlag. Der Fremde, der nach Budapest kommt, erliegt ja auch nur zu leicht dem Zauber, den Tradition und Eleganz ausüben. Man muß diese herrliche Donaufstadt am 20. August, dem Stefanstage, gesehen haben, dann weiß man, was das alte Ungarn war. Budapest ist noch heute bis auf die letzte Inschrift stockmagyarisch. Es gibt scheinbar gar keine Minderheiten, alle sind „Ungarn“. In Ofen leben noch heute 60.000 „Schwaben“, die verschüchtert das Ungarische wie ihre zweite — oder erste? — Muttersprache beherrschen. Wer es nicht wußte, glaubte es kaum.

Und selbst auf den großen Schwabendörfern ist diese Fiktion gewahrt. Du wanderst durch die breiten, Akazien bestandenen Dorffstraßen, an von Wohlhabenheit zeugenden stattlichen Häusern, vor denen blonde Kinder spielen, aber keine Inschrift deutet darauf hin, daß hier nur Deutsche wohnen. Selbst die Inschrift auf den Heldendenkmälern ist nur magyarisch, obwohl Dir die Namen der Getreuen, trotz ihrer magyarisierten Vornamen beweisen, daß hier deutsches Blut für Ungarn geflossen ist. Und der allmächtige Notarius oder Stuhlrichter, fast immer ein Ungar, tut alles, um die reinmagyarische Idee vor der Welt festzuhalten. Aber die Illusion schwindet. Der Schwabe will nicht mehr Kulturdünger sein, er hat sich aus Stolz auf sein Volkstum besonnen, so ehrlich und treu sie auch am ungarischen Staate hängen.

Am Stefanstage hielt der Bildungsverein der Ungarländischen Deutschen seine dritte Generalversammlung in der Ofener Redoute ab. Es war mir ein Erlebnis, an ihr teilnehmen zu können. Männer wie der frühere Außenminister Erzellenz Dr. Graß, ein geborener Zipser und früher Siebenbürger Abgeordneter, ein Many, der das Vertrauen der Regierung und der Schwaben in gleicher Weise besitzt, ein Realpolitiker, wie es der Vorsitzende des Bildungsvereins sein muß, dann die eigentliche Seele und treibende Kraft, Erzellenz Professor Dr. Bleyer, früher Kultusminister, kenntnisreich und lebhaft, und Dr. Gündisch, ein Jurist von Namen, sie alle wissen, was sie wollen: die deutsche Schule und die freie Entfaltung deutscher Kultur. Man muß die helle Begeisterung der schwäbischen Bauern und ihrer Frauen, die im Laufe der vielen Jahrzehnte etwas von dem feurigen Temperament der Ungarn angenommen haben, ihren Jubel, ihre Entschlußkraft auf dieser Tagung gehört haben, um zu wissen, daß es auch in Ungarn aufwärts geht.

Und noch ein anderes Moment von höchster Bedeutung: die offene Teilnahme von Vertretern des Vereins fürs Deutschtum im Auslande an der Tagung: der Prinz von Wied war vom Hauptauschuß, Herren von der Landesgruppe Baden, denen die besondere Betreuung der ungarländischen Deutschen obliegt, waren erschienen, wurden öffentlich begrüßt und die herzlichen und klugen Worte, die der Prinz abends sprach, fanden im offiziellen „Bester



Lloyd“ ebenso wie die große Programmrede von Erzellenz Dr. Graß warmen Widerhall, ja das Blatt druckte beide Reden im Wortlaut ab und sprach sich rückhaltlos für die Erfüllung der kulturellen Wünsche der ungarländischen Deutschen wie für die Förderung derselben durch das befreundete deutsche Volk aus. Das bedeutet einen ganz gewaltigen Fortschritt gegen früher, wo in Sonderheit die kulturellen Verbindungen mit Deutschland schier als Hochverrat galten. Täuscht nicht alles, so geht das ungarländische Deutschtum freundlicheren Zeiten entgegen und das Entgegenkommen der Regierung ist ehrlich und dauernd.

Es ist übrigens charakteristisch für die enge innere Verbundenheit der Schwaben mit dem Staat, daß sie im Gegensatz zu den anderen Deutschen in den Nachfolgestaaten nicht Wert darauf legen, im Parlament eine besondere deutsche Fraktion zu bilden, und die Fiktion aufrecht erhalten, ihre Interessen im Parlament könnten auch von Ungarn wirksam vertreten werden. Auf die Dauer wird sich diese Theorie, die in praxi ja auch heute schon durchbrochen ist, — denn in den Reihen der Regierungsgruppen befinden sich einige Deutsche, die ihre Wahl den deutschen Stimmen verdanken — aber kaum aufrecht erhalten lassen, so großen Wert die Regierung selbst aus begreiflichen Gründen dieser für sie bequemen Theorie beilegt. Aber die junge Generation der Schwaben wird gewiß und berechtigter Weise einmal darauf drängen, daß ihre eigenen Landsleute sagen und vertreten, was die deutsche Gesamtheit Ungarns für notwendig hält. Das bedeutet natürlich noch lange keine Opposition.

Die unseligen Folgen des Trianoner Diktats treten grell ins Auge, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß es die Zerreißung des Schwabenvolkes in drei Teile bedeutet: ein Teil nur ist bei Rumpfungarn geblieben, der größere, das Gebiet von Szatmar, das Banat, ist zu Rumänien geschlagen, der südliche Teil endlich zu Jugoslawien. Es ist überall dasselbe katholische, treudeutsche, Ordnung und Recht verkörpernde Element, auf das sich jeder Staat, der seinen eigenen Vorteil recht versteht, stützen und dessen Kultur er fördern sollte, statt es darauf anzulegen, ihnen ihr Volkstum zu nehmen.

Es ist an dieser Stelle nicht die Möglichkeit gegeben, die politische Situation der Deutschen in Großrumänien kritisch darzulegen. Es ist bekannt, daß die Deutschen sich überall in einer Abwehrstellung gegenüber einer großrumänischen Politik befinden, von der sie befürchten, daß sie ihnen die Betätigung ihrer deutschen Kultur unterbinden will. Aber die Zerreißung der Schwaben ist in gewissem Sinne dadurch aufgewogen, wenigstens gemildert worden, daß sie in Großrumänien, wo sie von der heutigen tschechisch-slowakischen Grenze in breiten Streifen über Fünfkirchen, Urad und Großwardein nach Temeswar hin siedeln, in den 200.000 evangelischen Sachsen in Siebenbürgen Genossen und Stütze gefunden haben.

Die Schwaben im Banat und die Sachsen in Siebenbürgen haben sich früher sehr fern gestanden. Beide lebten ihr Sonderleben für sich. Der nationale



Niedergang der Schwaben, der insbesondere im Gebiet von Szatmar und Fünfkirchen zur fast restlosen Magharisierung der Bauern führte, denen man die Schule geraubt hatte, ist dadurch mitbedingt worden. Führerlos verließen sie ihr deutsches Volkstum. Mühsam muß es erst wieder aufgebaut werden. Wackere Männer sind überall am Werk. Es hat etwas Erschütterndes, wenn man mit Bauern aus der Fünfkirchner Gegend zusammensitzt, die deutsch sein wollen — und kein Deutsch mehr sprechen können. Im Banat und Urad, Großwardein und Temeswar war es nie so schlimm. Die Masse der Bauern behauptete in der Mehrzahl instinktiv ihr Volkstum — solange sie im Dorfe blieb!

Heute ist Temeswar an der Bega wohl als der Mittelpunkt zu betrachten, von dem aus die Betreuung der Schwaben ausgeht. Temeswar selbst — es nennt sich gern „Klein-Wien“ — hat 45.000 Deutsche, also die Hälfte seiner Bewohner sind Deutsche, und dicht vor den Toren siedeln überall schwäbische Bauern. Der deutsche Charakter der Stadt tritt deutlich in Erscheinung. Überall deutsche Inschriften, überall hörst du deutsch. Die „Banater Deutsche Zeitung“ wirbt für den deutschen Gedanken und hinter ihm stehen prachtvolle Männer wie Dr. Muth, Dr. Nischbach, Schiller u. a., Männer, die oft selbst erst nach schweren inneren Kämpfen zurückgefunden und heute mit vorbildlicher Selbstlosigkeit ihr Volk geweckt haben. Es wirkt wie eine Offenbarung, wenn man sieht, daß trotz aller Hemmungen von außen, noch stärker, noch bestimmter als in Rumänien diese schwäbischen Bauern sich mit einer Entschiedenheit, die fast an Fanatismus grenzt, zum großdeutschen Gedanken bekennen und voller Opferwilligkeit, die man vom sparsamen Bauern kaum für möglich hält, der deutschen Sache dienen. Diese unter Maria Theresia und Leopold I. eingewanderten deutschen Kulturpioniere sind wie ihre Brüder in Ungarn meist katholisch, Pfarrer und Lehrer die ausschlaggebenden Leute im Dorf. Und beide haben sich in überwiegender Zahl der Bewegung vorangestellt und sichern so den Erfolg. Eine Anzahl junger Studenten lernt heute auch auf deutschen Hochschulen im Reich, so groß die wirtschaftlichen Opfer auch sind, und vertreten die neue Generation, „die es machen wird“. Wer im Deutschen Hause in Temeswar gewesen ist, das der lebendige Mittelpunkt der Deutschumsarbeit geworden ist, weiß, was hier an treuer Arbeit geleistet wird. Und vollends das gastliche Haus der „Banatia“, dieses monumentale Gebäude, das ein deutsches katholisches Lehrerseminar, ein gleiches Gymnasium, ein Internat für 400 Schüler, Lehrerwohnungen, Aula und Festspielsaal einschließt — ein sichtbares Zeichen der Stärke des deutschen Gedankens unter den Schwaben und ihrer Opferfreudigkeit. Ist die „Banatia“ doch bis auf den letzten Dachziegel und jedes Ausstattungsstück der Zimmer durch Schenkungen und Stiftungen entstanden. Und wenn Du dann hinausfährst auf eines dieser Schwabendörfer, die behäbig und breit sich auf der fruchtbaren Heide ausbreiten, dann staunst Du über den Fleiß, die Ordnung, den blühenden Wohlstand, über die Kultur, die hier seit 200 Jahren deutsche Bauern in Sumpf und Umland geleistet haben. Überall landwirtschaftliche Maschinen, Mühlenbetriebe mit neuesten

Einrichtungen, Zuchthengste, Zuchtochsen und Zuchteber, Milchgenossenschaften und nicht zuletzt Schulhäuser, um die jedes große reichsdeutsche Dorf sie beneiden kann. Sicher und fest, ohne viel Worte, in bewußter Art gegenüber den anderen leben diese Schwaben bereit ihren Aufgaben. Indem sie sich selbst treu bleiben, bewahren sie am besten auch die Treue dem neuen Staat, zu dem sie gekommen sind. In ihnen allen glüht aber eine heiße Liebe zu Deutschland, dem gelobten Lande, dorthin nur einmal reisen zu können, ist die Sehnsucht mancher Alten. So braucht uns um die Schwaben im Banat nicht bange zu sein: sie werden bleiben, was sie sind.

Sie werden freilich auch die Zeichen der Zeit voll erkennen müssen. Das Problem der Vermehrung der deutschen Bevölkerung ist nirgends so brennend wie hier, wo die primitive rumänische Bevölkerung sich rapid vermehrt, während der schwäbische Bauer aus Sorge, seinen Besitz teilen zu müssen, kaum mehr als zwei Kinder hat. In der Banater Heide liegen die Verhältnisse noch schlimmer. Das Einkindersystem herrscht vor. Geht es so weiter, so wird die Gefahr zu groß.

\*

Welch anderes Bild, wenn man den Sachsenboden in Siebenbürgen betritt. Die Sachsen siedeln seit über 700 Jahrhunderten im Lande und sind mit diesem durch einen seit Jahrhunderten evangelischen Bauernstand eng verbunden, aus dem sich die deutsche bürgerliche Oberschicht immer wieder rekrutiert. Sie sind stark durch alte Tradition, unlösbar verknüpft mit den Kulturgütern des Mutterlandes und im Gegensatz zu den Schwaben, gefeit gegen jede Magyarisierungspolitik. Versucht ist auch diese immer wieder, aber schließlich hatte sich die ungarische Regierung damit abgefunden, daß die Sachsen ein Deutschtum bildeten, das nicht zu erschüttern war. Es mag sein, daß die vor dem Weltkriege immer mehr ins chauvinistische Fahrwasser geratende ungarische Regierung auch gegen die Siebenbürger Sachsen sich gewandt hätte, — Anzeichen lagen während des Weltkrieges vor, — aber Entscheidendes ist nicht geschehen.

Heute sieht man sich auch auf dem Sachsenboden in einer neuen kritischen Situation: Drohende Romanisierung der Städte und des flachen Landes, Ausschaltung der Minderheiten aus allen staatlichen Stellungen, Ausmerzungen der deutschen Sprache aus den Schulen, Unterbindung aller deutschen kulturellen Betätigung, so des deutschen Theaters, bezeichnen die ernste Lage. Bezeichnend war ein gerade während meiner Anwesenheit in Siebenbürgen kolportiertes Interview mit Bratianu, der erklärte, er kenne gar keine Minderheiten. Und wenn sich die Deutschen unterfangen sollten, illoyal, ihre Beschwerden dem Völkerbunde vorzulegen, so würde der große rumänische Staat jede unbefugte Einmischung energisch abzuweisen wissen. Mag sein, daß das Interview apokryph war, aber die Richtlinien sind fraglos richtig.

Aber es ist nicht so sehr die unzweifelhaft sehr bedrohliche Gefahr der Romanisierung, die schwerste Sorge auslöst. Es ist vor allem die wirtschaftliche

Krisis, die die rumänische Sozialpolitik heraufbeschworen hat, unter der ganz besonders die Sachsen zu leiden haben. Ein schwerer Schlag wurde ihnen dadurch zugefügt, daß man ihnen bei der „Agrarreform“ ihr großes Nationalvermögen mit einem Schlage „enteignete“, aus dessen Einkünften die Kirche und die Schule bis dahin ihre wesentlichen Einkünfte bezogen hatten. Nun sahen sich die Sachsen gezwungen, diese beiden Grundpfeiler ihres Seins durch jährliche Umlagen aus den Gemeinden neu zu sichern. Aber da zeigte sich in erschütternder Weise, daß die Wirtschaftskrisis den Willen, diese große, aber notwendige Last auf die eigene Schulter zu nehmen, auß empfindlichste lähmte. Ja, es muß gesagt werden, vielfach fehlte auch der gute Wille, seine Pflicht zu tun, und die wirtschaftliche Not wurde Vorwand. Ehrgeizige Leute aus sächsischem Blut stellten sich an die Spitze der „Unzufriedenen“, sie gründeten einen „Sachsenbund“ und eröffneten einen häßlichen Feldzug gegen bewährte Führer. „Wozu so viele Pfarrer?“ „Wozu die vielen Lehrer?“ „Sind so viel Mittelschulen nötig?“ So hallte es wider. Aber die letzten Parlamentswahlen haben mit diesen unlauteren Elementen aufgeräumt und den irgeleiteten Massen die Augen geöffnet. Von den über 50.000 Stimmen sind nur wenige hunderte den „Unzufriedenen“ zugefallen. Die politische Krisis ist überwunden, daß es auch mit der kirchlichen sein wird, erhoffen alle. Eine Dezentralisation der Lasten für Kirche und Schule muß da den Weg weisen.

Denn auch die „Unzufriedenen“ erkennen, daß nicht die Führer, sondern die rumänische Agrar- und Sozialpolitik die Schuld trägt. Wie soll in einem Agrarlande der Bauer sich wirtschaftlich behaupten, wenn die Bukarester Regierung, um den schlecht bezahlten Beamten bei guter Laune zu erhalten, bald die Getreideausfuhr überhaupt erdrosselt, um die Preise zu senken, bald die Preise für Früchte und alle landwirtschaftlichen Produkte normiert, und zwar so normiert, daß der Landwirt keinen Gewinn mehr erzielen kann. Er kann aber auch keinen Kredit aufnehmen, weil der Zinsfuß geradezu Wucherhöhe hat und die von der Regierung abhängigen rumänischen Großbanken den deutschen Bankeinstituten Kredit nur in ganz geringem Ausmaß bewilligen. Ausländischen Kredit zu erhalten, ist aber nicht leicht, weil die Unsicherheit der Lage Vorsicht auferlegt. Das sind bittere Notzeichen.

Aber die Sachsen verzagen nicht. Sie trauen auf die sittlichen Kräfte in ihrem Volkstum und auf die Kraft des Zusammenschlusses aller Deutschen in Großrumänien, auch in der Bukowina, Bessarabien und der Dobrudscha, in kultureller und politischer Hinsicht. Für jene wirkt in vorbildlicher Weise das Deutsche Kulturamt in Großrumänien, das Professor Esaki in Hermannstadt leitet, für diese die deutsche parlamentarische Vereinigung, der Dr. Roth mit Klugheit und Energie die Richtlinien vorzeichnet.

Was den Deutschen aus dem Reich so besonders wohltuend berührt, ist der Eindruck der Einheitsfront, die nach außenhin unerschütterlich gewahrt wird. Gewiß gibt es sozusagen hinter den Kulissen auch Gegensätze sachlicher und persönlicher Art. Die Welt ist eng und hart im Raume stoßen sich die Sachen.

Aber die Front ernstlich zu erschüttern, gelingt nicht. Es ist dieselbe Entschlossenheit, die das alte Baltentum immer gezeigt hat, zudem ja überhaupt sich mannigfache Parallelen ziehen lassen.

Dem genauer Hinblickenden zeigen sich gewiß Nuancen unter den Sachsen: in dem Grenzort Kronstadt, der immer nur ein in der numerischen Minderheit befindliches Deutschtum inmitten eines starken Ungartums und der rumänischen Bevölkerung gekannt hat, ist der Grenzergeist stärker, herber ausgeprägt als in Hermannstadt, der geistigen Metropole, dort Sparta, hier Athen. Daneben manche Kleinstadt, so Schäßburg, in der das bürgerliche Idyll sich in unsere Tage gerettet hat. Aber überall die zähe innere Sicherheit, der Glaube an die deutsche Zukunft, die sich im Gespräch immer wieder so ergreifend zeigt. Klug und unerschütterlich! Es ist der alte Geist, der in grauer Vorzeit die Kastellkirchen in Tartlau und Honigberg schuf, der in der Marienburg im Sachsenland das Sinnbild deutscher Ordenskraft errichtete und in Rosenau auf ragender Höhe die in ihrer Art einzig mächtige Bauernburg entstehen ließ, in der die Sachsen, wenn der Türke über die Gebirgspässe einbrach, ihr Hab und Gut retteten. Stadt und Land, Kirche und Schule in wunderbarer Einheit so einst, so heute. Von deutschem Wesen reden uns die Städte, in Mauern und Kirchen, in Profanbauten ein genaues Spiegelbild deutscher Bauart und deutscher Kunst. Und die Menschen, die in ihnen leben oder den Acker draußen bebauen, sind ein ernster, herber Schlag, in dem das fränkische Blut und die wechselvollen Geschicke einer auf ewiger Kampfstellung beruhenden Heimat ihren Niederschlag gefunden haben. Und der Quell ihres Seins ist die innere Verbundenheit mit der deutschen Kultur des Mutterlandes, mit der sie seit unendlichen Zeiten tausend und aber tausend Fäden verbinden, in Sonderheit mit dem Deutschland seit der Reformation Martin Luthers. Diese lebendige Geistigkeit trat auch harmonisch und ergreifend auf dem VIII. Hochschulkursus in Hermannstadt im September dieses Jahres zutage. Es war eine hohe Freude, den tiefen gottgläubigen Ernst wahrzunehmen, mit dem die Hörer aus allen Teilen Großrumäniens, der Bukowina, dem Banat, Bessarabien und der Dobrudscha in der Johanniskirche, wo die Vorträge gehalten wurden, das Gesagte aufnahmen. Einer der Vortragenden hat wohl bemerkt, daß ihm nirgends das Besinnliche, ein wenig Melancholische in den Augen der Hörer so sehr die Seele bewegt habe, wie hier in Hermannstadt.

Den Siebenbürger Sachsen ist heute eine doppelte Aufgabe gestellt, eine engere und eine weitere. Sie haben heute nicht nur für sich allein zu sorgen, sie sind heute mehr denn je die geborenen Führer des Gesamtdeutschtums in Großrumänien geworden. Diesen fehlen bei allem hocheifreulichen nationalen Erwachen nach ihrem natürlichen Entwicklungsgange meist noch die durch Bildung und Tradition gebildeten Männer, die ihnen die Bahn weisen. Sie fehlen nicht ganz, aber ihre Zahl ist noch zu gering. Da haben die Sachsen in die Bresche zu springen bis der eigene Nachwuchs da ist: eine nicht leichte, aber große Mission. Sie verlangt Takt und Klugheit, Einfühlen in anderer

Deutscher Seele, verstehendes Voranschreiten. Daß sie diese große Aufgabe lösen mögen, zum Heil des Ganzen, wünschen alle, denen des Deutschtums Sein und Wachsen auf großrumanischem Boden am Herzen liegt.

## Aus dem Leben einer deutschen Gemeinde in Süd-Chile

von Pfarrer Diedrich - Puerto Montt (Chile)

Die Besiedlung des äußersten Südens von Chile erfolgte 1852, also vor nunmehr 75 Jahren von der Stelle aus, wo das heutige Puerto Montt steht. Die deutschen Einwanderer in Puerto Montt und an dem 20 km entfernt gelegenen Lanquihuefee haben es ungleich schwerer gehabt als die einige Jahre vorher nach Osorno und Valdivia gekommen waren. Sie sahen sich ohne jede Verbindung mit der Außenwelt mitten in den Urwald hineingesetzt, gänzlich vereinsamt, den Unbilden der Witterung, die hier im regenreichsten Gebiet der Welt unsäglich sind, dem Hunger und vor allem dem bitteren Los preisgegeben, das geistige Wohl der Kinder und Kindeskinde vernachlässigen zu müssen. Ihrer Liebe zur Bodenständigkeit, ihrem Fleiß und zäher Ausdauer verdanken wir diese Oasen des Deutschtums im fernen Weltenwinkel. Wenn man hier mitten in der Deutschtumsarbeit drin steht, fällt es natürlich schwer, von Oasen des Deutschtums zu sprechen. Nicht daß hier alles in bester Ordnung wäre. Aber man muß den Verhältnissen Rechnung tragen. Die deutsche Leistung in 75 Jahren packt uns dennoch und es bleibt ein Wunder, daß deutscher Bauernfleiß und Heimat-treue hier auf der anderen Seite der Erde aus dem Nichts heraus Dörfer und Städte erstehen ließ. Ob man hier im Süden mit der Eisenbahn, mit dem Dampfer oder Autobus fährt, überall erklingt die deutsche Sprache und es ist hier kaum nötig, sich der Landessprache zu bedienen. Als ich da lezt in stockfinsterer Nacht über Land ritt, macht mein Gaul plötzlich einen gewaltigen Sprung: „Ein Schwein“ konstatiert gelassen der mich begleitende Indianerknabe! Ein ganz gewöhnliches Hauschwein war's, vor dem mein Pferd scheute. Es ist in der Tat so, daß draußen im Urwald, wo man mächtig einsamen, aber sauberen, gutdeutschen Bauernhöfen begegnet, eher die Mozos (Eingeborenen) deutsch lernen, als daß sich die Alten dazu bequemen, spanisch zu sprechen. Da draußen wohnt ein prächtiger, wenn auch ein wenig sonderbarer Menschenschlag. Trauung in Quemas d. h. Brandstätte. Zweistündiger Ritt dorthin. Zu beiden Seiten des teilweise durch Knüppeldamm und Weidengeflecht gangbar gemachten Weges (ich bin auf diesem Weg wie auch auf anderen noch nie einem Wanderer begegnet, der ärmste Indio hat sein Pferdchen), Sumpf und ausgebrannter Urwald, der langsam modern und verfaulen muß, damit urbares Land werde. Auf halbem Wege ein

Dorf der Eingeborenen. Holzschuppen ohne Fenster, aus der Tür quillt dicker Rauch. Riesenbaumstümpfe, tote Stämme, die wie das klagende Elend starren . . . Dort in einem Sumpfloch wälzen sich winzige Gestalten. Ein Indianerknabe auf dem Rücken einen Einjährigen, ein Kretin, mit heraushängendem Auge . . . Der Alkohol wütet hier, wo Sonnabends zur nahen Stadt geritten wird, um aus dem Ertrag der Woche zur Bestie zu entarten . . . Sumpf, Sumpf . . . selbst der Gaul schüttelt sich und rennt . . . Noch ein paar tote Stämme, dichtgrünes Unterholz, das menschlicher Verheerung spottet, dann — fruchtbare Ebene, wogende Kornfelder, das erste deutsche Haus — eine Brücke, die in 6 m Höhe über Wasser und Sumpf führt, die Brücke mit Moos bewachsen, einige Bretter fehlen, aber die Pferde sind es nicht anders gewöhnt. Im Hochzeitshaus ist alles versammelt. Von hier aus ins Innere hinein gibt es nur Wege, die in der Regenzeit aller Beschreibung spotten. Doch davon später. Die Menschen, die hier zusammenkommen, alles Deutsche, kommen aus Urwaldeinsamkeit. Wie sie aus all dem Sumpf und Schmutz hier sauber landen, ist nicht ersichtlich. Ein junges Mädchen aus dem fernen Oforno, ist auf dem Ritt hierher versunken und als Rotballen mühsam geborgen worden. Nach der Trauung um 2 Uhr die hier übliche Teilung: Die Männer auf der Veranda, die Frauen im Zimmer. Ich mache Unterhaltung. Einsilbige Antwort, mühsam nur rückt man mit der Sprache heraus. Die hier feiern wollen, haben im Alltag wenig Zeit und Gelegenheit, Unterhaltung zu pflegen. Da ein ebenso belebender, wie erhebender Moment: Ein Auto aus der Stadt. Die Honoratioren: Der deutsche Konsul, der Zahnarzt, drei Chilenen, städtische Beamte. Im Vorraum wird ein Tisch aufgestellt — chilenisches Kartenspiel — der Tisch beginnt zu dröhnen und die Urwald-Deutschen gruppieren sich als Zuschauer, verharren schweigend in gespanntester Aufmerksamkeit — die dort spielen weiter und die zwei, drei Deutschen fühlen sich ihnen verpflichtet. So vergehen die Stunden und das Abendessen naht. Inzwischen hat die Jugend zum Grammophon getanzt, einige Ältere beteiligten sich — die anderen verharren schweigend. Ausgiebiges, ausgedehntes Abendessen, bei dem der chilenische Wein nicht ganz unbeachtet blieb. Der Tänzer wurden mehr, ich konnte beruhigt das Feld räumen und bat um Anweisung des Quartiers. Eine halbe Stunde verging, da begann ein großes Suchen. Der Hausvater mit der Stalllaterne in der Hand suchte den Pfarrer, fand ihn im dichten Gedränge und — führte ihn ab. Es war 9 Uhr. In dem breiten Bett aus Großvaters Zeiten begann ich mich wohl zu fühlen, als eine spanische Rede mit Stentorstimme gehalten an mein Ohr drang. Brausender Jubel, spanische Lieder folgten den deutschen, immer größer wurde der Tumult, der im dünnen Holzhaus nichts an Deutlichkeit zu wünschen übrig ließ. Die Einsilbigkeit war verschwunden, die deutsche Schwerfälligkeit, durch Einsamkeit genährt, machte einem grandiosen Übermut Platz. Ich konnte nicht schlafen, nicht um alles in der Welt, aber — ich hatte eine herzliche Freude. Gegen Morgen fuhr ich aus tiefen Träumen. Zwei Honoratioren suchten sich im jenseitigen Bett zu verständigen und verstanden sich merkwürdig gut, nur etwas laut. Um 7 Uhr hatte ich mein Pferd

bestellt, um im Dreistundenritt über die Pampas nach Neu-Braunau zum Gottesdienst zu reiten. — Es graste um die Zeit friedlich in 2 km Entfernung. Doch es wurde herbeigeschafft. Der mir gestellte Mozo ritt ein Schimmelchen, das nicht halb so groß war wie mein Brauner. Der Morgen war bitter kalt, es herrschte dicker Nebel, der in Stunden Sonnenschein vermuten ließ. Der Weg wurde immer wegloser. Das Schimmelchen versank stellenweis bis zum Sattel, aber tänzelte heraus. Mein Gaul trottete hinterdrein und hätte ohne Sporen am Leben verzweifelt. Zwischendurch fausender Galopp über Berg und Tal. Endlich eine ebenso breite, wie lehmige Fahrstraße. Ein Taler wechselte den Besitzer. Muchas gracias, vielen Dank, caballero! Mein Selbstbewußtsein stieg ins Grenzenlose, mein Gaul versank ins Unendliche. Doch bald besserte sich der Weg. Im scharfen Trab ging's vorwärts, da ein einsamer Fußgänger. Ich stolz „buenos dias“ — guten Morgen Herr Pfarrer, lautet die morgenfrische Antwort. Da hatte mein Selbstbewußtsein den Nullpunkt „unterschritten“. Aber lieber Pfarrer, als versinkender caballero. Endlich kam ich nach Deutschland. Neu-Braunau ein gutes deutsches Dorf. Böhmen aus Braunau haben es vor 60 Jahren gegründet. Väterfitten: Hier begegnet man kaum jemand, der nicht seine Zigarette raucht. Inzwischen leuchtet die Sonne auf neugierige Saaten. Im hellsten Sonnenschein ein schmuckes Kirchlein, das weit ins Land lugt. Um die Kirche ein Menschengewimmel, an die 60 Pferde den Zaun entlang. Grüß Gott, Herr Pfarrer. Deutscher, kommst du nach Chile, dann laß den Indianertraum zu Haus. Hier begegnete mir die Heimat, traueste Heimat. Das Kirchlein war vollbesetzt, der Altar in diesem gesegneten Land, wo die Rosen immer blühen, blumengeschmückt. Eine Wandtafel stand da, auf die schrieb ich mit großen Lettern „Gott ist gegenwärtig“ und „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh“ und suchte den überwältigenden Eindruck des Urwald-Sonntagmorgens in die Worte zu zwingen: „Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein.“ Ich sollte geben und ich nahm — nahm die Heimat als ein Neues, Wunderbares, selbst in den Kriegsjahren an der Front kaum so tief empfundenenes „Eigentum“, als das ewig Unverlierbare und ritt dann still und stumm „Zutiefst befriedet“ heim.

(Fortsetzung folgt.)

## Rundschau

### 75 Jahrfeier deutscher Kolonisation in Südchile

Am 18. Oktober d. J. feiern die deutschen Kolonien Pto. Montt und am Planquihuesee ihr 75 jähriges Bestehen im Zusammenhang mit dem Besuch des deutschen Kreuzers „Emden“ und soll dieses Fest ein Markstein in der Geschichte deutscher Kolonisationsarbeit überhaupt werden. Dreiviertel Jahrhundert sind vergangen, seitdem hier im äußersten

Süden Chiles am unwirtlichen Gestade des stillen Ozeans zwischen Wasser und undurchdringlichem Urwald die ersten Ansiedler in einer notdürftigen Bretterbude erste Unterkunft fanden.

Wer ermiszt das Ohnmachtsgefühl der bitter Enttäuschten vor der erdrückenden Übermacht dichtgedrängter Urwaldriesen. Deutscher Arbeitsmensch besann sich auf die Urkraft seines Wesens, ging allen Gewalten zum Troz ans Werk, das den ganzen deutschen Menschen an die Schranken forderte und zum alles überwindenden deutschen Glauben zwang. Aus ehernem Schicksal ward urkräftig schaffendes Leben geboren, Wesensgemeinschaft in letzten Tiefen gegründet. In hartem Arbeitskampf wurde überwältigendes Schicksal gemeistert, das Leben dennoch in Arbeit und unverwüßlicher Schaffensfreude gefeiert. Befreiende Tat schuf mühselig erworbenes Eigentum, das als Segen der Väter auf die Kinder kam, das heilig verpflichtet zur Schöpferkraft, die in Untiefen fruchtet, zur Wesensgemeinschaft, die in letzten Tiefen gründet.

Die deutsche Schöpfung, Wunderwerk in 75 Jahren vollbracht. Wo damals der Wind in den Wipfeln der Urwaldriesen sein eintönig Lied sang, begleitet vom Rauschen des Meeres, dehnt sich heute die malerisch gelegene Hasenstadt Puerto Montt, zwingt ein emsiges Treiben alle und jeden in seinen Arbeitsrhythmus, grüßt die deutsche Handelsflagge das Werk der Alten mit freudigem Dank.

Aber den Planquihuesee schweift der Blick vom deutschen Suerto Varas hinüber zu den schneebedeckten Häuptern der Vulkane, des Osorno, Calbuco und Punttagudo, während im Hintergrund die gewaltigen Schnee- und Eismassen des Tronador gen Himmel starren, sieht im seltsamen Kontrast zu jenen starren Riesen die blumigen Wiesen am flachen Ufer des See's, auf denen wie bunte Farbenslecke friedlich das Vieh graszt. Aus dunklen Büschen lugen die roten Dächer der Häuser, wohlrig und warm, deutsches Haus, wo deutsche Sprache, deutsches Leben und deutsche Sitten zu Hause sind durch Generationen schon, von denen ein jedes bescheidener Winkel im großen deutschen Vaterhaus ist und sein will. Jenseits ein deutscher Friedhof, stummragende Kreuze. Wenn dann der Abendfrieden sich über den See breitet und Häuser, Berge und See in seinen Dämmerchein hüllt, dann geht es wie ein heimliches Raunen von den stillen Kreuzen zum See hinab und die Wellen des See's beginnen zu flüstern vom Geist der Väter, der in den Kindern Segen wirkt, vom Segen der Heimat, der über die Meere eilt und deutsche Herzen sucht und wärmt, vom deutschen Glauben, der in der Fremde Heimat schuf.

Uns packt die deutsche Leistung!

Urwaldriesen, die im Sturz mühselig erbautes deutsches Heim erschlugen, aber — sie stürzten und — fielen. Väterart! Deutscher Wagemut! Und die die Art anlegten — mit einem halb verzweifelten, halb flehenden „Blick nach oben“ — schufen Raum den kommenden Geschlechtern. Deutscher Troz, urdeutsches „dennoch“! Stufen in harten Fels hauen, daß die Enkel Fuß fassen — Bahn brechen, daß die Kommenden es leichter haben — Weg weisen, daß deutsche Männer unentwegt in die Fußstapfen der Alten eintreten, — eintreten für deutsche Art und deutsches Wesen. Daß eure Kinder nicht abwegig werden! Daß sie Treue halten — Treue um Treue! Daß Dank in ihren Herzen



auffpringt — aufrichtiger Dank . . . Daß sie das Unmögliche möglich gemacht: daß sie deutsch sein — deutsch bleiben dürfen. Daß Mutter Deutschland ihre Kinder heut an ihr Herz drückt . . . die da drüben — sind — mit — uns! Sie wissen, daß wir — Fest feiern! Und auch die Alten sind mit uns! Die das Werk begannen. Bleibt uns treu! „Gie gut deutsch allewege!“ Wir säten aus, ihr erntet! Wir stürzten Urwaldriesen, um säen zu können — die Ernte ist euer —. Laßt uns Erntefest feiern. Vergeßt den Sämann nicht! Bescheidener Dienst, doch nicht fruchtlos! Harte Arbeit war's, doch — Mutter Deutschland gab den Schwung — der Axt! Sie mußten fallen — „Bahn frei! Haut Stufen — in harten Fels!“ Höher hinauf! Daß eure Enkel Grund haben, Fuß fassen „Werdet!“ was ihr seid von grauer Vorzeit her. Arbeitet euren Kindern „in die Hand!“ Daß sei euer Entgegenkommen gegen die Alten. So ruft es aus längst vergangener Zeit: „Was wir sind, das werdet ihr, was ihr werdet, das sind wir.“ Wer, an der Hand seine Väter, seine Kinder betreut, der bleibt in Treue fest. Der fand den Zauberstab, der ihm in fremdem Lande neue Heimat schuf.

## Erste deutsche Hochschulwoche in Rattowitz\*

Wir stehen heute als Auslandsdeutsche in einer neuen Entwicklung. Während im Reich Zerrissenheit und Parteigeist herrscht, wächst bei uns draußen die Volksgemeinschaft zusammen. Die Schicksalsmächte bewirken, was die Bildungsmächte nicht allein vollbringen können. Von diesem Schicksal erhoffen wir auch die Erneuerung deutschen Volkstums in der Welt.

Es ist aber eine alte Erfahrung, daß Notgemeinschaft fortgebildet werden muß zur bewußt angestrebten Willensgemeinschaft, sonst fällt sie eines Tages wieder auseinander. Um aber eine Willensgemeinschaft bilden zu können, müssen wir uns der tieferen Werte deutscher Kultur bewußt bleiben. In unserer Abgeschlossenheit vom geistigen Quellboden der Nation liegt aber die Gefahr der Erstarrung und Verkalkung, des Zurückbleibens auf wesentlichen Lebensgebieten. Deshalb müssen wir des Ofteren wieder an diese Quellen herangeführt werden. Selbstverständlich ist es einem kleinen Teil immer möglich, in enger Fühlung mit dem Fortschritte zu bleiben, den Vielen aber, die nicht die Möglichkeit haben, deutsche Wissenschaft und deutsches Wesen immer wieder neu zu erleben, muß durch die Einrichtung der Hochschulwoche diese Möglichkeit geboten werden.

Weit sind wir allerdings davon entfernt, im Sinne einer nur verbreitenden Volksbildung allgemeines Wissen verzapfen zu wollen. In Aufbau und Inhalt dieser Woche sollen vielmehr lebenswichtige Fragen aufgerollt und gelöst werden. Damit soll aber der Anstoß zur weiteren Selbsttätigkeit und zur Vertiefung unserer Kulturgemeinschaft gegeben werden.

\* In Ergänzung des unser Heft einleitenden grundsätzlichen Artikels bringen wir die Einzeldarstellung einer Hochschulwoche, wodurch ein wertvolles Belegstück aus der Praxis das Gesagte noch mehr veranschaulicht und unserem Eindruck nach vor allem einen Beweis für die aufbauende und aufrichtende Wirksamkeit solcher Tage erbringt.

So wollte die erste deutsche Hochschulwoche einführen in drei große Stoffgebiete: in das wirtschaftliche, das philosophische und politische Denken. Daraus ergab sich ihre Gliederung und ihr Aufbau.

Prof. Dr. G. Reßler unternahm es, uns die erste Einführung zu geben. Er entwickelte, wie wirtschaften heiße den Ausgleich zwischen den vorhandenen Gütern, die beschränkt sind, und den Bedürfnissen, die unbeschränkt sind, ins Endlose steigungsfähig sind, zu finden. Dies kann durch Einschränkung der Bedürfnisse und durch Konservierung der Güter geschehen. In einer lebendigen Wirtschaftsgeschichte zeigt er die Stufen der Entwicklung zur heutigen gesellschaftlichen Wirtschaft auf. Der schweifenden Wirtschaft (Nomaden) folgt die sesshafte. Aus der geschlossenen Wirtschaft (Haus- und Kundenwirtschaft) entsteht die gesellschaftliche oder Verkehrswirtschaft. Wichtiger als diese wirtschaftliche Wandlung ist die Änderung der Gesinnung. War früher die Wirtschaft nur organischer Teil des Lebens, so hat heute die Erwerbsgesinnung alle und alles erfaßt. Die ausgeprägteste Form der gesellschaftlichen Wirtschaft ist der Kapitalismus. Der Begriff Kapital kann von drei Seiten erfaßt werden. Volkstümlich als Anhäufung von Besitz, wissenschaftlich als Arbeitsinstrument, zum dritten aber von der Gesinnungsseite her, von wo sich zeigt, daß alles zum Kapital, das heißt zum Erwerbsgut werden kann. Der Kapitalismus ist etwas Geschichtliches, er kann deshalb auch wieder einmal verschwinden. Er wird letztlich durch das Vorhandensein der ausgeprägtesten Erwerbsgesinnung gekennzeichnet, die den ganzen Erdball erschließt, die systematisch Erfindungen ansieht. Jedermann sieht die Schäden des Kapitalismus. Am deutlichsten hat Karl Marx die schwachen Stellen in diesem Wirtschaftssystem gesehen. Er war es auch, der die historische Rolle des Kapitalismus erkannte und seine zwangsmäßige Ablösung durch ein Zeitalter der Vergesellschaftung, des Sozialismus, predigte. Heute befindet sich der Kapitalismus in einer Umgestaltung von innen heraus. Ein neuer, seiner Verantwortung gegenüber der Allgemeinheit bewußter Unternehmertypus bildet sich heraus. Sozialpolitik versucht Licht und Schatten dieses Systems zu werfen. Zwei Gegner der Sozialpolitik gibt es: die Liberalen und Marx. Die Liberalen meinen, daß beim Gewährenlassen dieses freien Spiels der Wirtschaftskräfte von selbst der Zustand des höchstmöglichen Glücks des Einzelnen eintreten würde, somit eine Sozialpolitik unnötig ist. Marx meint, das schicksalsmäßig eine Ablösung des kapitalistischen Systems erfolgen müsse und daß durch Sozialpolitik dieser Ablauf nur verzögert werden würde. Sozialpolitik stellt sich im letzten und weitesten Sinne als Ausgleich zwischen Staat und Gesellschaft dar. Der Staat ist etwas Starres, die Gesellschaft ist ewige Bewegung. Die Gesellschaft verkörpert das Volksleben, der Staat ist Hüter des Rechts, des Gesetzes. Alle Revolutionen sind Aufstände der Gesellschaft gegen den überalterten Staat gewesen. Deshalb versucht der Staat allerdings nachhinkend, sich den Änderungen der Gesellschaft anzupassen. Sozialpolitik kann von oben und unten betrieben werden. Als Staatshilfe oder als Selbsthilfe. Aus einem Zwang wird sie heute zu einer Selbstverständlichkeit, die die Umwandlung des Kapitalismus anbahnt. Wieder ist es nur die Gesinnung, die letzten Endes diese Umformung vollenden kann.

Prof. Dr. Litt wirft einen kulturphilosophischen Überblick über das letzte Jahrhundert im Sinne der Selbstkritik der modernen Kultur. J. J. Rousseau hat trotz der Absonderlichkeit seiner Schriften nachhaltige Wirkungen ausgeübt und kann als Vater der französischen Revolution angesehen werden. Seine Gegenwart betrachtend, fand er, daß sie den tiefsten Punkt des Abfalls von der unverdorbenen Natürlichkeit des Menschen darstelle. Er kommt zu einer Dreiteilung des geschichtlichen Ablaufs der Geschehnisse. In der Vergangenheit lebt der Mensch im Naturzustande glücklich, dann kommt die Kulturperiode mit allen ihren Errungenschaften, als Abfall vom Naturzustande mit dem tiefsten Punkt des Elends der Gegenwart und von hier aus kann der Aufstieg im Sinne einer Durchdringung des jetzigen Zustandes mit der Erkenntnis und der Lebenshaltung des natürlichen Zeitalters beginnen. Natur scheint also bei Rousseau als Gegensatz zur Kultur und wird der verworfenen Zeit als Spiegel vorgehalten. Die Parole lautet „zurück zur Natur“. In den späteren Werken verfeinert Rousseau den Gegensatz, der in den ersten Schriften unüberbrückbar erscheint, dahin, daß er ihn ins Seelische verlegt und im Menschen doch noch ein instinktives Gefühl für die natürliche Lebenshaltung annimmt. Hier scheint ihm dann die Möglichkeit vorzuliegen, durch Weckung und Steigerung dieses Gefühls die Zeit herbeizuführen. Letzten Endes aber bleibt diese Kulturkritik Rousseaus, wie alle vorhergehende unzulänglich, da ihr die Verankerung im Religiösen und somit der Standpunkt außerhalb der Zeit Bedingtheit fehlt.

Die Lehre Rousseaus hat auch in Deutschland gewirkt. Allerdings nicht in der Form einfacher Übernahme, sondern vertieft durch das dem Deutschen eigentümliche Element des Religiösen. Einer der tiefsten Kritiker der zeitlichen Kultur war Hamann, der Magus des Nordens. Auch er sieht in seiner Gegenwart den Abfall, den Tiefpunkt und die Möglichkeit des Wiederaufstieges. Von vornherein aber ist das ganze Problem in die Seele des Menschen verlegt und der religiöse Urgrund aller echten Kultur erkannt. Weil die Zeit so unreligiös ist und die Bindung an das Absolute verloren hat, deshalb ist sie so verworren und verworfen. Im Menschen aber schlummert der religiöse Drang und kann geweckt werden. Die Erziehung hat diese Aufgabe zu vollbringen. Hamann hat eine eigenartige Symbolik aller Kulturerzeugnisse angenommen und in jedem dem Göttlichen nachgespürt. So besonders bei Kunstwerken. Die Geschichte erscheint ihm als Offenbarung göttlichen Geistes, der sich so in der Zeit verwirklicht. Wir sehen also, eine wesentliche Vertiefung der Erkenntnis und Kritik ist eingetreten.

Von Hamann stark beeinflusst, hat Herder, den wir gemeinhin nur als großen Anreger einzuschätzen pflegen, eine umfassende und tiefgehende, vor allem aber uns auch heute noch modern anmutende Kulturpolitik vorgelegt. Auch ihm ist, wie Hamann die Geschichte eine Offenbarung des Göttlichen und also zum Unterschied von Rousseau, dem Geschichte nur die Versinnbildlichung des Abfalls von der Natur ist, der Spiegel, den er seinem Zeitalter als Gegenbild vorhält. Auch ihm ist das Religiöse, wie es sich in den volkstümlichen Überlieferungen widerspiegelt, das Urprinzip und die Grundlage jeder echten Kultur. In den geschichtlichen Völkern findet er nicht nur Gegen-

probe und Spiegel der eigenen Zeit, sondern er empfindet sie als Gedanken Gottes und erkennt somit ihre Einmaligkeit und Besonderheit. Gerade in der Einseitigkeit, die manche Vorzüge bedingt, sieht er eine notwendige Tatsache. Erst die Gesamtheit der Völker gibt im Mosaik die Menschheit. Vor allem erscheint ihm der Einbruch des Christentums als Wendepunkt der Geschichte. Allerdings erscheinen ihm die östlichen Völker wegen ihrer Religiosität im Stande echter Kultur, während das deutsche Volk oder vielmehr die abendländischen Völker mehr oder minder im Abfall oder Kulturlosigkeit sich befinden. So wird Herder, der weitsichtige Philosoph der Weltgeschichte, aus dieser Einstellung heraus zum fruchtbaren Kulturpolitiker. Er scheidet schon klar zwischen Kultur und Zivilisation und schreibt das Zurückgehen der letzteren der Maschinisierung und Mechanisierung alles Lebens zu. Das Mittelalter mit all den vom religiösen Drang getriebenen Lebenswerten hält er seiner Zeit als Spiegel vor. Doch sieht auch er einen Aufstieg als möglich und wahrscheinlich an, da der religiöse Funke ansachbar ist zur hellen Flamme. Auch meint er eine große Dreiteilung der Geschichte vornehmen zu können, wonach auf ein religiöses Zeitalter mit geschlossener Kultur der Abfall mit dem Tiefpunkt in der Gegenwart und die Möglichkeit des Aufstiegs als dritte Stufe folgt.

Auch Schiller ist ein durchaus tiefer Denker auf dem Gebiete der Kulturphilosophie gewesen. In seinen Schriften „Briefe zur ästhetischen Erziehung des Menschen“ und „über naive und sentimentalische Dichtung“, hat er den Gegensatz zwischen naivem und sentimentalischem Lebensgefühl statuiert und so das erstemal das große Gegensatzpaar geschaffen, mit dem alle späteren Kulturkritiker gearbeitet haben, wenn es auch unter anderem Namen austauscht. Bei Nietzsche als Gegensatz von apollinisch und dionysisch; bei Spengler als griechisch und faustisch.

Wenn Schiller auch das Hauptgewicht auf die ästhetische Seite gelegt hat, so hat er doch mit den Begriffen naiv- und sentimentalisch zwei wesentliche Kulturbegriffe festgehalten. Die naive Kultur könnte als natürliche Kultur begriffen werden, während das sentimentale Lebensgefühl jene Kultur kennzeichnet, die abgefallen ist, aber den alten Zustand wieder zu erreichen sucht und ihn vorderhand nur vortäuscht, damit ist ein wesentlicher Zug auch unserer durchaus in diesem Sinne sentimental Zeit gekennzeichnet.

Schopenhauer übte nur eine negative Kulturkritik insofern, als er den Willen zum Leben überhaupt verneinte, weshalb er es auch für unmöglich hielt, in das Dureinander der Geschichte Sinn hineinzulegen. Um so überraschender wirkt es, daß er die Kunst so hoch einschätzte und eine äußerst wertvolle Kunstphilosophie geschrieben hat. Allerdings läßt er auch diesen Kulturausdruck nur darum gelten, weil nach seiner Meinung im Betrachten von Kunstwerken der Lebenswille gewissermaßen eingeschläfert sei.

Die vernichtendste Kritik der heutigen Kultur hat wohl Friedrich Nietzsche geliefert. Seine Wirkung ist im Denken und Leben der Gegenwart deutlich zu spüren. In den ersten Schriften des Baseler Philosophen, so in der Abhandlung „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“ spricht er sich noch gemäßig für Einschränkung des Einflusses der historischen Betrachtungsweise alles Lebens aus, weil dadurch die

schöpferische Kraft des Forschenden gelähmt würde. Aber schon in der „Geburt der Tragödie“ taucht mit dem Gegensatz apollinisch-dionysisch der Begriff des Verfalls der Kultur auf. Nietzsche ist aber bei dieser geschichtlichen Kritik nicht stehen geblieben, sondern hat erbarmungslos alle Gebiete des Lebens der Maske beraubt. Besonders hat er den moralischen Rodeo unserer Kultur durchblättert und überall die Herdenmoral gefunden, die über die aristokratische Herrenmoral gesiegt hat unter der Flagge der Demokratie. Er ist dann, nachdem ihm der große Verdacht gekommen war, in der Geschichte der Entstehung dieser Moral als dem Bezeichnendsten in unserer Kultur nachgegangen und hat das Christentum als Urheber der Sklavenmoral, der Moral der Minderwertigen erkannt. So hat er nach und nach den Schleier allen Scheines gelüftet, der über der modernen Kultur liegt, und hat unbarmherzig die häßliche Nacktheit heutigen Menschentums aufgezeigt. Besonders hat er in seinem letzten Werk, das allerdings ein Fragment geblieben ist, dem „Willen zur Macht“, das biologische Denken in die Kulturphilosophie eingeführt und die Züchtung nach den Gesetzen der Rassenkunde für notwendig angesehen. Immerhin hat er doch auch seiner Gegenwart die Einmaligkeit der geschichtlichen Situation zugesprochen und gemeint, daß nur auf der Grundlage des Herdenmenschen das Emporwachsen und die Existenz des Übermenschen gewährleistet ist.

Als Vorläufer Spenglers wäre noch Georg Simmel zu nennen, der vieles von der Kulturkreisstheorie und dem organischen Leben der Kulturen vorweggenommen hat.

Oswald Spengler selbst sieht die Abendländische Kultur im Untergange. Und zwar erfolgt dies unweigerlich aus seiner Theorie der einzelnen Kulturen als Organismen, die entstehen, altern und sterben, wie alles Organische. Acht große Kulturen nimmt er an, von denen er uns drei genau vorführt. Die griechische, die arabische und unsere abendländische oder, wie er sie nennt, die faustische Kultur. Scharf scheidet er Kultur und Zivilisation. Uns schreibt er nur mehr zivilisatorische Möglichkeiten für die Spanne des Lebens vor, die unserer Kultur noch beschieden ist. Statt Poesie, Kunst, Theater, Musik — Technik, Industrie, Welteroberung im Sinne Cecil Rhodes. Wenn schon sterben, dann heroisch sterben, meint er. Etwas aber entgeht Spengler vollkommen, das nämlich, daß es im Leben jedes Organischen sogenannte Mutationen gibt, die man weder geschichtlich noch biologisch erklären und voraussagen kann. Wer will heute noch vom chinesischen Volke behaupten, daß es nur mehr eine geschichtslose Masse sei, wie Spengler es tut? Wenn also alle Philosophen die Kritik ihrer Gegenwart mit dem Glauben an den Wiederaufbau schließen und dadurch sicher Kräfte frei machen, schließt der überragende Kritiker unserer Gegenwart mit einem Verzicht auf kulturelle Werte und Zukunft zugunsten eines heroischen-technischen Unterganges. Wenn hier wirklich der Geist der Zeit aus Spengler spricht, dann schaut es mit uns schlecht aus. Aber welches Leben gibt sich je auf, so lange es sich rühren kann. Wir glauben an die Zukunft und wollen ihre Lebendigkeit durch die Tat erweisen.

Dann stellt Litt unser ganzes Dasein unter die Frage nach dem Sinn der Geschichte. Gibt es überhaupt einen Sinn im geschichtlichen Werden und Vergehen und welcher ist es? Es gibt viele Menschen, die jede Sinngebung für willkürlich halten,

da die Erkenntnis des Sinnes einem höheren Wesen vorbehalten bleiben muß und wir mit unserer beschränkten Einsicht nicht fähig sind, die Schicksalsläufe zu begreifen. Es hat aber immer wieder Menschen gegeben, die Geschichte gedeutet haben. Das Suchen nach dem Sinn und der Deutung geschichtlichen Werdens ist uns Menschen ein so dringendes Bedürfnis, daß es eine Aufgabe jeder Hoffnung auf Zukunft gleichkäme, wenn dieser Drang nicht gestillt werden könnte. So wie Nietzsche die Gefahr übertriebenen Historismus klar herausgestellt hat, gibt es sicher auch eine Befruchtung durch den Geist der Geschichte. Gibt es also einen Sinn in der Geschichte? Aus den eigenen Selbsterfahrungen wissen wir, daß Tatsachen, die bei ihrem Auftreten und kurz danach einschneidend und bestimmend für die weitere Lebensführung scheinen, im späteren Stadium eine ganz andere Wertung erfahren. Ebenso ist es in Volks- und Völkergeschichte. Dies ist die Erscheinung der sich verschiebenden Sinnperspektiven. Wenn aber die Auffassung von den Geschehnissen so wandelbar ist, kann es doch offenbar keinen durchgehenden Sinn der Geschichte geben. So gibt es auch heute Leute, die sagen, wenn also kein Sinn in der Geschichte ist, muß man einen hineinlegen. 3. B. sagt dies Theodor Lessing in seinem Buch: „Die Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen“, und zwar einen Sinn, der dem Volksganzen neue Impulse gibt, man muß also Geschichte dichten, eine Geschichtsmythe erfinden. Diese Auffassung muß natürlich einem ernsten Betrachter der Geschichte fernliegen, da sie eine Umbiegung der doch feststehenden Tatsachen beinhaltet. Allerdings ist zu betonen, daß auch die Tatsachen selbst in der Bedeutung, die sie für den weiteren Verlauf der Geschehnisse haben, gewandelt werden können. Max Scheler hat in einer Abhandlung über das Gefühl der Reue ausgeführt, daß ja der Mensch in weitem Maße über die Wirkung einer Tatsache selbst bestimmt und insolgedessen weitgehend seine Vergangenheit beherrscht. So kann 3. B. durch die Reue die Bedeutung einer Tatsache, die den Menschen in Sünde fallen hieß und einen Abstieg beginnen konnte, so gewandelt werden, daß sie zur Kraftquelle wird und den Anfang neuen Aufstiegs bedeutet. Ebenso ist es im Volksleben. Eine Tatsache wie der Weltkrieg und der Niederbruch des deutschen Volkes kann uns in späterer Zeit vielleicht, durch die Impulse der Besinnung, der Verinnerlichung und der Kräftigung und Zusammenballung des Volksgefühls, als Beginn eines Aufstiegs erscheinen.

Eine solche Geschichtsauffassung, die in der Gegenwart gewissermaßen alle Fäden des vergangenen Geschehens zusammenfließen und das Lebensgefühl der Gegenwart die Vergangenheit gestalten sieht, kann natürlich ihren Wahrheitsbeweis nicht in Buchform und in derselben Gegenwart oder in der Vergangenheit finden. Erst die Zukunft kann immer die Fruchtbarkeit erweisen und die daraus entspringende Tat den Wirkungsbeweis erbringen. Aus diesem Gesichtspunkt heraus ist auch letzten Endes eine Geschichtsauffassung wie die Spenglers zu beurteilen. Die Zukunft muß erweisen, ob wir im Untergang sind oder ob wir uns erst in einem mittleren Stadium befinden. Selbstverständlich aber entbindet eine Spenglersche Geschichtsauffassung keine Kräfte des Aufstiegs, sondern hemmt neuen Anfang. Das Lebensgefühl der deutschen Jugend, das will in der Tat beweisen, daß Spengler Unrecht hat.

Studienrat Rath gibt wertvolles Material für den Begriff „Europa als Einheit“

und damit die erste Einführung politischen Tatsachendenkens. Dr. Paul Rohrbach zeichnet weitausgreifende weltpolitische Zusammenhänge im Hinblick auf die jüngste Entwicklung des deutschen Volkes.

350 Teilnehmer folgten während 10 Tagen den Ausführungen der Dozenten. Die Woche war schon von ihrer organisatorischen Seite aus einem neuen Sinn angelegt. Einzelkarten wurden nur in geringer Zahl und zu hohen Preisen ausgegeben, um die rein neugierigen Störer abzuhalten. Die billige Teilnehmerkarte ermöglichte einer Stammhörerschaft eine wertvolle Gesamtschau. Erst aus dieser konnten die Zusammenhänge lebendig werden, erst durch sie war der pädagogische Erfolg gewährleistet. Der herausgeriffene Einzelvortrag ist wertlos für die Vertiefung der Bildung, die angestrebt wurde. Dann wurde bewußt auf die Werbung durch die Presse verzichtet. Die Hörerschaft wurde vielmehr durch das Netz der Verbände herangeholt. So war ein deutsch-völklich interessierter Hörerkreis von dem nötigen Ernst erreicht.

Im gesamten Bildungsbau, den der deutsche Kulturbund in Polnisch-Oberschlesien anstrebt, ist die jährlich stattfindende Hochschulwoche nur ein Teilstück. Sie wendet sich an den Verstand. Durch die jährliche Kunstausstellung, soll das ästhetische Gefühl gebildet, aber auch den deutschen Künstlern Anregung und Verkaufsmöglichkeiten geboten werden. Durch den Laienspiellehrgang und das Laien- und Handpuppenspiel überhaupt wird dem menschlichen Spieltrieb Rechnung getragen und versucht, die Vereinsbühne auf ein höheres Niveau zu heben. Die im November erstmalig abzuhaltende Singwoche dient der Gemüts- und Gemeinschaftsbildung vom Gesange her. Ein Körperkulturkursus im Frühjahr 1928 und eine ganztägige, auf der Lebensgemeinschaft des Ausübens aufgebaute Singwoche zu Ostern oder Pfingsten 1928 sollen den Körperstimm und den sozialen Sinn pflegen. Damit wäre der Jahresring geschlossen und ein einheitlicher, von dem Grundgedanken der Verantwortlichkeit gegenüber deutschem Volkstum getragener Bildungsbau vollendet. Hierzu kommt noch die Fülle der Kleinarbeit auf dem Gebiete des Vortragswesens, des Lichtbildvortragswesens und des Laienspiels.

## Auslanddeutsch oder Auslandsdeutsch?

Wir finden die beiden Schreibungen gleich häufig, und zwar haben wir die Beobachtung gemacht, daß die Schreibung ohne das *s* bei den bodenständigen Auslandsdeutschen durchgängig ist, während im Reiche das „auslandsdeutsch“ häufig vertreten erscheint („Bund der Auslandsdeutschen“). Das Deutsche Auslandsinstitut in Stuttgart z. B. gebraucht allerdings durchgängig die Schreibung ohne *s*. Liegen hier feinere Unterschiede des Sprachempfindens vor? Ist vielleicht der Auslandsdeutsche der Reichsauslandsdeutsche, also derjenige, der noch deutscher Staatsbürger ist oder noch vor kurzem war und im Auslande lebt, und der Auslandsdeutsche der bodenständige Kolonist mit fremder Staatsbürgerschaft?

Wir wären Sprachforschern zu Dank verpflichtet, wenn sie sich zu dieser Frage äußerten. Unsere Zeitschrift wird diesen Ausführungen gerne Raum geben.

## Deutsch-akademische Schulungswoche in Slowenien

In Cilli, Jugoslawien, fand eine Akademische Arbeitsgemeinschaft statt, die einen Schulungskurs für deutsche Hochschüler aus Slowenien veranstaltete. Außer 16 Hochschülern aller Fakultäten und technischen Fächern nahmen auch Alt-Akademiker teil, so daß die Besucherzahl bis zu 33, an dem künstlerischen Abend bis zu 70 betrug.

Die Veranstaltung sollte in die gegenwärtige Lage und die brennenden Fragen des Deutschtums in Slowenien einführen. Es wurden folgende Vorträge gehalten: „Geschichte und gegenwärtige Lage des Deutschtums in Slowenien“ von Pfarrer G. May in Cilli, „Die politische und kulturelle Organisation der Deutschen in SHS, besonders in Slowenien“ von Dr. L. Mühleisen, Obmann des politisch-wirtschaftlichen Vereines, Listenfürher der deutschen Partei in Marburg a. Drau, „Mitteleuropa und das mitteleuropäisch-südosteuropäische Minderheitenproblem“ von Dr. E. Morocutti, Präsident der Deutschen Liga für Völkerbund und Völkerversöhnung in Slowenien, aus St. Egydi bei Marburg, über „Pressfragen“ und über „Die Deutschen im Urteil der slowenischen Öffentlichkeit“ sprach Redakteur und ehemaliger Abgeordneter Franz Schauer-Cilli, über „Die Deutschen im Wirtschaftsleben Sloweniens“ der Großkaufmann und Industrielle, Ingenieur W. Rankusch-Cilli. Ferner sprach Pfarrer G. May über „Wir Auslandsdeutschen und das deutsche Volk“ und Dr. Hermann Rügler aus Löwenberg in Schlessien über „Das heutige Deutschland und die Auslandsdeutschen“. Von den schöpferischen kulturellen Kräften des Deutschtums in Slowenien gab Zeugnis ein künstlerischer Abend, der dem größten künstlerischen Genius der Südsteiermark gewidmet war, dem Sondichter „Hugo Wolf“: Dr. F. Zangger hielt einen Einführungsvortrag, Ingenieur H. Reiser aus Marburg sang mehrere seiner Lieder.

Jeder Tag begann mit gemeinsamen gymnastischen und leichtathletischen Übungen auf dem Sportplatz. Die Vorträge wurden vormittags, nachmittags und abends gehalten. Die anschließenden regen Diskussionen hielten sich auf achtenswerter Höhe. Die Kosten der Veranstaltung wurden durch Spenden gedeckt. Der volle Erfolg der Veranstaltung erweckte den Wunsch nach einer Fortsetzung dieser Arbeit. Diese Deutschen Ferienkurse sollen in Slowenien zu einer ständigen Einrichtung werden und nicht nur der politischen Schulung, sondern vor allem der Vermittlung und Pflege deutscher Geisteskultur dienen.

## Eine Studienreise deutscher Zeitschriftenherausgeber durch Südosteuropa

Die „Arbeitsgemeinschaft deutscher Zeitschriften für das Grenz- und Auslandsdeutschtum“, begründet und geführt von dem verdienstvollen Herausgeber der „Deutschen Rundschau“, Dr. Pechel, hat im Oktober I. J. eine Studienreise durch Südosteuropa unternommen. Es wurde Ungarn, Jugoslawien, Bulgarien und Rumänien besucht. Vertreten waren 12 große deutsche Zeitschriften (außer der deutschen Rundschau, Welhagen und Klasing's Monatshefte, Westermann Monatshefte, Ostdeutsche Monatshefte, Süddeutsche



Monatshefte, Der Oberschlesier, Deutsche Stimmen, Stimmen der Zeit, Volk und Reich, Deutschlands Erneuerung, Das Echo). Die Reise bezweckte eine Fühlungnahme mit den führenden Kreisen der Staatsnationen und eine anschauliche Orientierung über die politischen, wirtschaftlichen und geistigen Probleme des Südostens. So wurden die Hauptstädte aufgesucht, aber auch den Zentren der deutschen Minderheiten galt der Besuch. Als leitender Gedanke kann ausgesprochen werden, daß eine erfreuliche Tendenz Deutschlands, wirtschaftliche und kulturelle Fühlung mit den Staaten Südosteuropas zu gewinnen vorliegt, und daß die herzliche, teilweise begeisterte Aufnahme, die die deutschen Zeitschriftenherausgeber überall gefunden haben, einen Beweis der Segenliebe im Südosten darstellt. Die deutsche Minderheit aber erscheint überall berufen, die Mittlerrolle in diesen neu ansetzenden Bindungen zu spielen.

## Baltendeutsch

In Heft 7/8 der Deutschen Politischen Hefte (herausgegeben von Rudolf Brandisch, geleitet von Dr. Rudolf Spef) erscheint (S. 154 ff.) aus der Feder des bekannten siebenbürgischen Sprachforschers Dr. Andreas Scheiner eine sehr interessante Studie über das Baltendeutsch, die durch volks- und sprachgeschichtliche Vergleiche mit den siebenbürgisch-sächsischen Verhältnissen besondere Bedeutung gewinnt.



## BCU Central University Library Cluj Bücherschau

Stephan Ludwig Roth: Gesammelte Schriften und Briefe aus dem Nachlaß herausgegeben von Otto Folberth. 1. Bd.: Die Wanderschaft. Dokumente aus den Jahren 1815—1819, hauptsächlich aus Sickingen und Pferten. Klingens-Verlag, Kronstadt 1927.

Der verdienstvolle Stephan Ludwig Roth-Forscher, Dr. Otto Folberth, übergibt hier den ersten Teil seiner archivalischen Forschungen der Öffentlichkeit. Immer mehr geht aus den Veröffentlichungen der letzten Jahre die ungeheure Bedeutung hervor, die — weit-ausschauend — Roth für das siebenbürgisch-sächsische Volk besessen hat. So ist dem Bearbeiter und dem Verlag doppelt zu danken, daß sie durch die Herausgabe von Roths sämtlichen Schriften zum Urquell seines geistigen Wesens zurückführen helfen.

Probleme der neuen Stadt Berlin. Darstellungen der Zukunftsaufgaben einer Viermillionenstadt. Herausgeber: Hans Brenner und Erwin Stein. Berlin, Deutscher Kommunalverlag 1926.

Ein Monumentalwerk in der Reihe der Monographien deutscher Städte! Ein Werk, das eigentlich für jeden Gebildeten ein ganz außerordentliches Interesse besitzt, gewinnt er doch Einblick in einen der kompliziertesten und doch organischsten Wirtschafts-, Verwaltungs- und Kulturkörper der Erde! Musterhaft steht Berlin mit seinen gesundheitlichen, verkehrstechnischen, wissenschaftlichen, städtebaulichen, ernährungstechnischen und Wohlfahrtsanrichtungen da. Auf manchen Gebieten ist es unerreicht und dient allen anderen zum Studium und Vorbild.

Das vorliegende Werk führt in diesen weitausgedehntem Organismus ein und entwirrt die tausend und abertausend Fäden, die sich kreuzen in sinnvollen Zusammenhängen.

Gerhard May: Deutsch-evangelisches Leben in Slowenien. Leipzig, Verlag des Zentralvorstandes der ev. Gustav-Adolf-Stiftung, 1927. Eine erschütternde Darstellung des deutschen Lebens in dieser über tausendjährigen Diaspora; ein zeitgeschichtliches Dokument von höchster Eindringlichkeit!

Perey Meyer: Ostland Litauen, ein Beitrag zur Diasporafunde. Riga, Verlag Jonck und Polkewsky 1926.

Das Deutschtum in Litauen gehört zu den literarisch am wenigsten bekannten Teilen des Auslandsdeutschtums. Die vorliegende Schrift faßt zum ersten Male die Geschichte, die Zusammenhänge des Deutschtums mit dem Lande und seiner Bevölkerung, die wirtschaftliche, politische und soziale Betätigung in einer guten Übersicht zusammen. Wertvoll ist ein angefügtes Literaturverzeichnis.

Franz Blaszkowicz: Wirtschaftliche und finanzielle Lage Rumäniens Ausland- und Heimat-Verlags-V. G. Stuttgart 1927.

Der bekannte und erfolgreiche Wirtschaftspolitiker des Banater Schwabentums gibt hier eine übersichtliche Darstellung, die als erste Einführung in die komplizierten Verhältnisse Neu-Rumäniens wertvolle Dienste leisten kann.

Dr. Hermann Rüdiger: Das Deutschtum an der mittleren Donau (Ungarn, Südslawien, Rumänien.) Dr. Franz V. Pfeiffer Verlag, München 1927.

Die kleine Schrift macht vor allem die Verschiedenheit der Entwicklung des Ostschwabentums in den verschiedenen Staaten klar. Ein dankenswertes Verzeichnis des neueren Schrifttums ergänzt die Darstellung.

Georg Simmel: Kant und Goethe, zur Geschichte der modernen Weltanschauung. Kurt Wolff-Verlag, München.

Der Dualismus zwischen Ich und Nicht-Ich, der das Denken der abendländischen Menschheit insbesondere seit der Renaissance beherrscht, hat in den Weltanschauungen der beiden deutschen Geistesheroen Kant und Goethe Lösungen gesucht, deren prinzipielle Gegensätzlichkeit der vor einigen Jahren verstorbene Verfasser in seinem nunmehr in vierter Auflage erschienenen Werkchen scharfsinnig und plastisch entwickelt. Für Kant wird die Vereinigung der Pole durch die Einheit der alles Phänomenale überspannenden Kategorien hergestellt, während Goethe in der lebendigen Natur selbst das Produkt des schöpferischen Geistes erkennt. Von der Zukunft erwartet Simmel die Vereinigung beider Standpunkte durch die Tatsache ihres Erlebtwerdens.

Friedrich Reimesch: Burzenländer Sagen und Ortsgeschichten. 3. umgearbeitete und vermehrte Auflage. Verlag H. Zeitner, Kronstadt 1927. 8<sup>o</sup>. 102 S.

Das vorliegende Büchlein, das hier bereits in dritter und vermehrter Auflage erscheint, ist eine Zusammenstellung schon an anderer Stelle veröffentlichter Sagen und Ortsgeschichten und verfolgt den idealen Zweck, die Heimatliebe und Lese lust besonders jugendlicher Leser zu beleben und zu fördern.

Friedrich Müller-Langenthal: Der Deutsche in Siebenbürgen. Für die Jugend zusammengestellt. (Der Deutsche im Auslande. Heft 24.) Verlag von Julius Velk, Langensalza o. J. 8°. 56 S.

Robert Krautmacher: Der Deutsche in Chile. Für die Jugend zusammengestellt. (Der Deutsche im Auslande. Heft 58.) Verlag von Julius Velk, Langensalza o. J. 8°. 40 S.

Beide Heftchen sind dankenswerte Veröffentlichungen der Auslandabteilung des Zentralinstitutes für Erziehung und Unterricht in Berlin und in erster Reihe dafür berechnet, um der reichsdeutschen Jugend Kunde zu geben von ihren auslanddeutschen Brüdern und Schwestern, von deren wechselvollen Schicksalen, ihrem Ringen und Aus-harren in fremder, oft wenig freundlich gesinnter Umgebung. Auch sie sind wertvolle Bausteine zu jenem stolzen Zukunftsbau der einheitlichen deutschen Kulturgemeinschaft, deren Zustandekommen wohl durch keine buntgestrichenen Grenzpfähle mehr aufzuhalten ist.

Rudolf Greinz: Taschenbuch für Bücherfreunde. Siebente Folge. L. Staackmann-Verlag, Leipzig 1925. 8°. 320 S.

Überaus reich an Inhalt, führt das vorliegende „Taschenbuch“, das nach mehr-jähriger Pause in bedeutend erweitertem Umfang wieder erschienen ist, aus dem jüngsten Schaffen der Autoren des Verlages L. Staackmann in Leipzig Proben schönsten dichterischen Schaffens hier vor. Namen wie Otto Ernst, Franz Karl Ginzkey, Rudolf Haas, Emil Ertl, Karl Hans Strobl, Alfred Huggenberger u. a. m., sowie der Name des Herausgebers selbst, hürzen dafür, daß diese Zusammenstellung lesens- und empfehlenswert ist. Auch die äußere Ausstattung des Buches ist ansprechend und vornehm und mit künstlerischem Bilderschmuck reich bedacht.

## Inhalt

Auslanddeutsche Hochschulwochen. Ergebnisse und Erfahrungen von Dr. Richard Csaki-Hermannstadt.

Das Deutschtum auf dem Boden des alten Ungarn. Wanderungen und Betrachtungen eines Balten von Dr. Ernst Seraphim-Königsberg.

Aus dem Leben einer deutschen Gemeinde in Süd-Chile von Pfarrer Diedrich-Puerto Montt (Chile).

Rundschau: 75 Jahrfeier deutscher Kolonisation in Südchile; Erste deutsche Hochschulwoche in Kattowitz; Auslandsdeutsch oder Auslandsdeutscher?; Deutsch-akademische Schulungswoche in Slowenien; Eine Studienreise deutscher Zeitschriftenherausgeber durch Südosteuropa; Baltendeutscher.

Bücherchau.

Herausgeber: Dr. Richard Csaki-Hermannstadt.  
Ostland-Verlag, Hermannstadt.

Siebenbürgisch-Deutsches

# Tageblatt

Gründungsjahr 1874

---

---

Politisch führende Stimme der deutschen  
Volksgemeinschaft in Rumänien

---

---

Das beste Nachrichtenblatt und in-  
folge der größten Verbreitung das  
werbekräftigste Anzeigenorgan

---

---

Verwaltung des Siebenbürgisch-Deutschen  
Tageblatt / Hermannstadt-Sibiu  
Rumänien / Königin-Mariastraße Nr. 25